

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49.5

Herzens-ergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders

49563
49.5



Harvard College Library

FROM

The bequest of

N. Robert H. Wermaer







Der Göttliche Raphael

Herzens-ergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders

Verlegt bei
Eugen Diederichs
Leipzig 1904

49563.49.5

Inhaltsverzeichnis

Einleitung V
An den Leſer dieſer Blätter 1
Raphaels Erſcheinung 4
Sehnſucht nach Italien 12
Tod des Franceſco Francia 15
Der Schüler und Raphael 24
Brief des Mahlers Antonio 31
Leonardo da Vinci 37
Zwey Gemählde ſchilderungen 55
Allgemeinheit, Toleranz, Menſchenliebe . . 60
Ehrengedächtniß Albrecht Dürers 68
Von zwey wunderbaren Sprachen 82
Seltſamkeiten des Piero di Coſimo 89
Werke der großen Künſtler 99
Die Größe des Michel' Angelo Buonarotti . 105
Brief eines deutſchen Mahlers 113
Die Bildniſſe der Mahler 122
Die Mahlerchronik 126
Leben des Joſeph Berglinger 144

HARVARD
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Einleitung.

Wackenroders Leben und Lehre.



An der Schwelle des 19. Jahrhunderts, welches ja nun auch bereits der Geſchichte angehört, ſtehen, als Vorboten und Verkündiger nicht ſeiner lauteſten aber etlicher ſeiner weſentlichſten Empfindungen und Erkenntniſſe, zwei Frühvollendete, die uns je mehr und mehr zu geſchichtlicher Bedeutung erwachſen. Der eine, Novalis, erlebte in ſeiner perſönlichen, irdiſchen Form nur wenige Monate des neuen Säkulums, während Wilhelm Heinrich Wackenroder ſchon einige Jahre bevor das Jahrhundert des Rationalismus ſeine Tore ſchloß, der Erde ſeinen letzten Tribut zahlte. Kein Zweifel, daß Friedrich von Hardenberg die ungleich bedeutendere Perſönlichkeit von den zweien war. Sein „magiſcher Idealismus“, ſein im weſentlichen äſthetiſch-myſtiſch gerichteter Erkenntnistrieb geſtaltet die Welt und ihre Wiſſenſchaft zu einem

künſtleriſchen Erlebnis des Menſchengemüts; ſein Lebenswerk, obwohl noch nicht in muſtergültig abſchließenden Ausgaben, liegt doch in brauchbarer Form vor uns, und ſeine Perſönlichkeit iſt in der deutſchen Nation zu neuem triebkräftigen Leben erwacht. Für Wackenroder ſoll die vorliegende Neuausgabe ſeiner Herzensergießungen einem Bedürfnis entgegenkommen.

Verglichen mit Novalis, Tieck oder Friedrich Schlegel, erſcheint Perſönlichkeit und Leiſtung Wackenroders von außerordentlicher Simplizität. Und doch trägt dieſe ſchlichte Perſönlichkeit und ihr Werk den Stempel einer Originalität, die ſelbſt unter den Romantikern ungewöhnlich hervorſticht. Es iſt nur wenig von Wackenroder erhalten; er war ein Oligograph, obgleich nicht im Sinne Schopenhauers. Eine Reihe Briefe an ſeinen Jugendfreund Ludwig Tieck, die Herzensergießungen (mit ein paar belangloſen Beiträgen Tiecks darin) und einige Stücke in den „Phantaſien über die Kunſt" ſind alles, was von ihm auf uns gekommen iſt. Seine Arbeit für eine Ueberſetzungsfabrik engliſcher Romane iſt rein mechaniſch geweſen. Indeſſen genügt dieſes wenige, verbunden mit einigen Zeugniſſen Mitlebender (vor allem Tiecks ſchriftlichen und mündlichen Mitteilungen) zu einem deutlich umriſſenen, farben- und lebensvollen Bilde des in jungen Jahren Verſtorbenen.

Gleich ſeine Briefe an Tieck, der ſeine erſten Studienſemeſter in Halle verbrachte, gewähren uns intimen Einblick in Seelenleben und Gemütsart des etwa Zwanzigjährigen, und unter dem Namen Joſeph Berglinger erzählt Wackenroder am Schluſſe ſeiner „Herzensergießungen“ im Grunde nur die grauſame Qual ſeines eigenen Lebens. Im Jahre 1773 (genaueres Datum weiß man nicht) zu Berlin geboren, entſtammte Wilhelm Heinrich Wackenroder einer hohen preußiſchen Beamtenfamilie. Sein Vater, Geheimer Kriegsrat und Juſtizminiſter, ein preußiſcher Beamter in des Wortes beſter Bedeutung, peinlich ordnungsliebend, rechtſchaffen, dabei als Freund Ramlers in ſeiner Weiſe der Literatur zugetan, dazu aber, die Kehrſeite der Medaille, ein Pedant in ſeinen Lebensgewohnheiten und Anſchauungen, Rationaliſt Nicolaiſcher Richtung und — für den zarten Organismus ſeines Sohnes das Unheilvollſte — ein Despot in der Erziehung, deſſen wohlmeinende aber rückſichtsloſe Härte uns wie Seelenbarbarei anmutet. Von ſeiner Mutter erfahren wir nichts. Von beſtimmendem Einfluß wurde auf Wackenroder ſein Umgang mit Ludwig Tieck, der, im gleichen Alter mit ihm, ſein Schulfreund in dem unter Gedickes Leitung ſtehenden Friedrich-Werderſchen Gymnaſium war. Auch mit Auguſt Friedrich Bernhardi, mit Tiecks Schweſter Sophie, ſpäter Bernhardis Gattin, mit

Wilhelm von Burgsdorf, Rambach und andern verband ihn ein mehr oder minder enger Verkehr. Doch mit keinem verknüpften ihn ſo enge Bande, keiner wirkte auf ſeine weiblich-empfängliche Natur nachhaltiger als der geiſtig ungemein regſame Berliner Handwerkersſohn. Als Wackenroder nach beendigten Gymnaſialſtudien ſeinem Buſenfreunde Tieck nicht auf die Univerſität Halle folgen durfte, weil ihm ſein Vater noch ein Jahr privater Vorbereitung in Berlin zugedacht hatte, entſpinnt ſich jener intereſſante Briefwechſel, deſſen von Wackenroder ſtammender Teil uns Karl von Holtei nahezu vollſtändig vorgelegt hat. Ein Austauſch von Gefühlen zwiſchen zwei jungen Männern im Alter ausgebildeter Pubertät, wie er in dieſen Briefen Wackenroders dokumentiert iſt, berührt uns heutzutage ſeltſam. Es iſt jetzt Mode, überall gleichgeſchlechtliche Triebe zu wittern, wo Männer für einander in zärtlicher Freundſchaft erglühen, und man muß geſtehen, wenn man Graf Platens erwieſener Homoſexualität ſich erinnert, ſo laſſen Wackenroders Ausbrüche hingebendſter Schwärmerei für ſeinen abweſenden Freund wohl eine Deutung nach der Richtung zu. Daß Wackenroders Seele und Sinne jemals für ein Weib in Liebe entbrannt ſeien, dafür ſpricht nicht ein einziges Zeugnis. Dieſer Mangel an phyſiſcher Männlichkeit ſetzt ſich fort in einer Pſyche von einer Weichheit, die

an Weichlichkeit grenzt. Seine ſenſitive Natur drückt ſich geduldig unter die harte Zucht ſeines Vaters. Der Gedanke an Auflehnung mag ihm wohl ſchüchtern gekommen ſein (Joſeph Berglinger entrinnt dem väterlichen Hauſe, um ſich der Muſik zu widmen), aber ihn auszuführen oder auch nur auszuſprechen, dazu gebricht es ihm vollkommen an Willensſtärke, Entſchloſſenheit und Widerſtandskraft. Seine Duckmäuſerigkeit ging ſo weit, daß er die Verfaſſerſchaft der Herzensergießungen (die anonym erſchienen) vor ſeinen Eltern geheim hielt. Wie Friedrich Schlegel an ſeinen Bruder ſchreibt, erfuhren dieſe erſt nach ſeinem Tode davon. Ohne zu muckſen — nur ſeinem Freunde Tieck ſchreibt er davon — unterwirft er ſich dem väterlichen Wunſche, der ihn für die Rechts- und Verwaltungslaufbahn beſtimmt hat. Er hatte es bei ſeinem Tode bis zum Kammergerichtsreferendar gebracht, aber welch ein Opfer bei einer ſo feinfühlig-reizſamen Künſtlernatur wie der ſeinigen. Die Jurisprudenz iſt ihm verhaßt, ſie beleidigt alle ſeine feineren menſchlichen Gefühle, das römiſche Recht erſcheint ihm als ein Wuſt von Worten, mit denen die einfachſten Dinge umſponnen ſind. Und, ſo fährt er, ſein Herz vor Tieck ausſchüttend, fort: „Was führt ein Richter für ein Amt! Eine Begebenheit, die Herzen zerſprengen und Köpfe wahnſinnig machen kann, eine Sache der Leidenſchaft, der menſchlichen

Seele, wie ſieht er ſie an? Er ſucht unter den verſchiedenen barbariſchen Namen, welche die Römer den Klagen gegeben haben, den aus, der für den Fall paßt; und nun wird das Uhrwerk aufgezogen; es geht ſeinen Gang und läuft ab jene Menſchen trotzen aller menſchlichen Empfindung, nähren ſich von Blut und Tränen Ich ſelbſt mag nie Richter, nie ein großer Juriſt ſein." Ein andermal, als ihm ſein Vater einen Stoß Akten zum Durchleſen mitgebracht, empfindet er ſeine Senſibilität als eine wahre Bürde. So ſchreibt er an Tieck: „Es iſt mir ſchon eine äußerſt widrige Ausſicht, daß ich meinen kalten Verſtand brauchen ſoll, wo Herzen gegeneinanderſtoßen; daß ich das Feuer der Leidenſchaft mit Waſſer erſticken, — den Knoten des mannigfaltig verſchlungenen Intereſſes ſo vieler zerhauen, — einen Vorfall, über den ich, wenn ich ihn auf der Bühne dargeſtellt ſähe, von dem innigſten Mitleid durchdrungen, in Tränen zerflöſſe, einen ſolchen Vorfall — wie eine Variante einer gemeinſamen Lesart anſehen, und überlegen, ausrechnen ſoll, ob er in den Zuſammenhang paßt oder nicht." Freilich müßten Richter ſein, aber nur ihn möge man verſchonen. „Und, um wieder auf Kritik zurückzukommen, ſo geſtehſt Du mir gewiß ein, daß ſie nicht das edelſte Beſtreben und das höchſte Verdienſt des Menſchen ſein kann. Sie beſteht

immer nur in Vergleichung, Zuſammenſetzung und Trennung deſſen, was ſchon da iſt, im Verwandeln des ſchon Exiſtierenden. Nur Schaffen bringt uns der Gottheit näher; und der Künſtler, der Dichter, iſt Schöpfer. Es lebe die Kunſt! Sie allein erhebt uns über die Erde und macht uns unſers Himmels würdig."

Der Widerſtreit zwiſchen Zwang und Neigung kann ſich nicht beredter kundgeben. Wir haben uns Wackenroder als eine nervös-reizbare, ja nervenſchwache Perſon zu denken. Oefters berichtet er ſeinem Freunde über ſeine Reizbarkeit. Als „die verdammte Statue ohne Kopf" aus dem Tiergarten fortgeſchafft iſt, atmet er förmlich erleichtert auf, und der bloße Anblick eines unſympathiſchen Menſchen verurſacht ihm Schmerzen und heftigen Widerwillen. Muſik, wenn er ſie mit ganzer Seele aufnimmt, macht ihn immer müde, erſchlafft und ſchwächt ihm die Nerven. An ſeinem „zärtlich geliebten Tieck" hängt er mit einer rührend hingebenden Liebe. Wie die ſüße Schwärmerei eines jungen Mädchens an ihren Bräutigam lieſt es ſich, wenn er an dieſen ſchreibt: „Es iſt bald 12 Uhr Nachts. Ich lege mich jetzt ſchlafen. Ich merke, daß es eine wahre Wonne iſt, an Dich zu ſchreiben. Selig, ſelig iſt der Tag, den ich mit dem Gedanken an Dich beſchließe. Er wird mich auch im Schlafe nicht verlaſſen.

Träume Du auch von mir. Denkſt Du jetzt an mich? Oder träumſt Du von mir? Eine allerliebſte, ſchmelzend-ſanfte Elegie von Voß fängt an:

„Denkt mein Mädchen an mich?“

Es iſt eine höchſt natürliche ſchöne Empfindung darin. — Jetzt hat es gerade 12 geſchlagen. Gute Nacht. Tieck, fliege her, und ich drücke den feurigſten Kuß auf Deine Lippen. Gute Nacht, der Himmel ſei mit Dir! Gute Nacht!“ Kokett ſchreibt er ein andermal: „Faſt verdenke ich es Dir, daß Du nicht unruhig darüber geworden biſt, oder nicht deswegen auf mich ein wenig mehr geſcholten haſt, daß ich, nach Deiner Meinung, noch nicht, wenigſtens mit der Feder in der Hand, an Dich gedacht habe.“

Wie eine fürſorgliche Mutter ihren Sohn, ſo warnt er ſeinen Tieck vor aufreibenden, ſelbſtquäleriſchen Stimmungen und bejammert es, ein Muſterknabe an Ordnungsſinn und geregelter Zeiteinteilung, daß Tieck ein paar Nächte mit Kartenſpiel verbringt. Sein Glück kennt keine Grenzen, wenn ihn Tieck ſeiner feurigſten Freundſchaftsgefühle verſichert, und daß es ihm unmöglich ſei ohne Wackenroder zu leben. Es liegt eine Sentimentalität, eine Verzückung und Ueberſchwenglichkeit in dieſem Verhältniſſe, in die wir nüchternen Spätlinge uns kaum hineindenken, viel weniger hineinverſetzen können. Sein Ent-

Einleitung.

Wackenroders Leben und Lehre.



An der Schwelle des 19. Jahrhunderts, welches ja nun auch bereits der Geſchichte angehört, ſtehen, als Vorboten und Verkündiger nicht ſeiner lauteſten aber etlicher ſeiner weſentlichſten Empfindungen und Erkenntniſſe, zwei Frühvollendete, die uns je mehr und mehr zu geſchichtlicher Bedeutung erwachſen. Der eine, Novalis, erlebte in ſeiner perſönlichen, irdiſchen Form nur wenige Monate des neuen Säkulums, während Wilhelm Heinrich Wackenroder ſchon einige Jahre bevor das Jahrhundert des Rationalismus ſeine Tore ſchloß, der Erde ſeinen letzten Tribut zahlte. Kein Zweifel, daß Friedrich von Hardenberg die ungleich bedeutendere Perſönlichkeit von den zweien war. Sein „magiſcher Idealismus", ſein im weſentlichen äſthetiſch-myſtiſch gerichteter Erkenntnistrieb geſtaltet die Welt und ihre Wiſſenſchaft zu einem

nicht mehr überraſchen, wenn Wackenroder ſich geſtändigermaßen für einen ſpezifiſch preußiſch-deutſchen Patriotismus nicht erwärmt, und freimütig zugibt, daß er Leben und Geſundheit zu ſehr liebe, um ſein Vaterland als Soldat zu verteidigen, und körperlichen Mut und Tapferkeit könne man von niemand verlangen, der ſie nicht habe. Und doch berührt es uns merkwürdig in einer Generation, die auch Arndt, Jahn und Kleiſt hervorgebracht hat. Ihm kam es aber auf Verfeinerung und Veredelung an, nicht auf Heldengröße, und darum wandte ſich ſein ganzes Weſen einer idealen Auffaſſung des Kunſtſchönen zu, und es ſteht ihm feſt, daß der Genuß des Schönen in allen ſchönen Künſten, ganz unmittelbar das Herz veredele und die Seele erhebe. „Auch bin ich einmal ſo eingerichtet, daß die idealiſche Kunſtſchönheit der Lieblingsgegenſtand meines Geiſtes iſt.“

Oſtern 1793 endlich ſchlug für den jungen Kunſtenthuſiaſten die Stunde der Befreiung aus dem Zwang und den Aufopferungen eines langen qualvollen Jahres in Berlin, ohne den Freund, erhellt ein wenig nur durch den Genuß von Theater und Muſik, ſowie durch den Beginn germaniſtiſcher, oder, wie man damals ſagte, altdeutſcher Studien, bei dem Prediger Erdwin Julius Koch, dem Verfaſſer des ſehr verdienſtvollen „Kompendiums der deutſchen Literaturgeſchichte von den älteſten Zeiten

bis auf Leſſings Tod". Zu dieſem hat Wackenroder ſpäter ſeinem Lehrer zahlreiche Nachträge und Berichtigungen geliefert, die er in den Bibliotheken zu Göttingen und Kaſſel aus den Handſchriften erſchloß. Dieſe Bekanntſchaft mit der mittelhochdeutſchen Literatur, ganz abgeſehen von der Ein- und Fortwirkung bei Tieck, hat weſentlich dazu beigetragen, den Kunſtſtudien Wackenroders die Richtung zu geben, die ſie jetzt nahmen. Von Erlangen aus, wo Wackenroder mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen Regelmäßigkeit die Kollegien einer geiſttötenden, trockenen Büchergelahrtheit, u. a. die Meuſels, beſuchte, machen die Freunde häufige Ausflüge nach Bamberg und Nürnberg. In der biſchöflichen Reſidenz, in die Joſeph Berglinger, der Tonkünſtler, entflieht, um dort zum Komponiſten und Dirigenten ſich auszubilden, ſpiegeln ſich Erinnerungen an die fränkiſche Biſchofsſtadt mit ihrem regen kirchenmuſikaliſchen Leben. Die ganze Seligkeit aber über ein neuentdecktes Heimatland echter Kunſt atmen die Worte, mit denen das Ehrengedächtnis unſers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers in den Herzensergießungen anhebt: „Nürnberg! Du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gaſſen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväteriſchen Häuſer und Kirchen, in denen die feſte Spur von unſrer

alten vaterländiſchen Kunſt eingedrückt iſt! . . . Wie ziehen ſie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländiſchen Kunſt warſt, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunſtgeiſt in deinen Mauern lebte und webte — der Meiſter Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allem Albrecht Dürer mit ſeinem Freunde, Wilibaldus Pirkheimer, und ſo viele andre hochgelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünſcht." Wackenroder und Tieck wurden die Wiederentdecker Nürnbergs, die Eroberer ſeiner alten Kunſtherrlichkeit für die deutſche Kunſt- und Kulturgeſchichte. Hier erwachte Wackenroder der Stolz und die Liebe zu ſeinem Deutſchtum. In Nürnberg empfing er die nachhaltigſten und tiefſten Anregungen für ſeine Kunſtauffaſſung und die entſcheidende Richtung auf die altdeutſche Malerei, auf das Naive und Einfältig-Primitive in der Kunſt. Die wenigen Jahre, die ihm noch zu leben beſchieden waren, galten der Feſtigung und der Durch- und Herausarbeitung der in dieſer Zeit empfangenen Eindrücke. Zwar ſah Wackenroder noch die Galerien zu Kaſſel und Salzdahlum und 1796 beſuchte er noch einmal die Dresdener Gemäldeſammlung mit Rafaels Siſtina, aber mit ſeiner Vorliebe für Rafael befand er ſich ganz auf einem Stück mit der geſamten deutſchen Kunſt-

kennerſchaft ſeit Winckelmann und Mengs. In Göttingen, von 1793 bis 1794, beendete er ſeine juriſtiſchen Studien und dann begann in ſeiner Vaterſtadt wieder der aufreibende Kampf zwiſchen den Vorbereitungen und Anforderungen eines verhaßten Berufs, den er nicht die Kraft hatte beiſeite zu werfen, und den ſtillen, doch tiefen Neigungen einer feingeſtimmten, überzarten Künſtlerſeele. Aus ſeinem Joſeph Berglinger können wir Wackenroders Gemütsverfaſſung während dieſer letzten drei bis vier Jahre deutlich ableſen. Immer ſchärfer mag ſich der innere Gegenſatz zu ſeinem ganz unkünſtleriſch empfindenden Vater geſtaltet haben. Sein reger Verkehr in den muſikaliſchen Kreiſen, mit Johann Friedrich Reichardt und mit Faſch, dem Gründer der Singakademie, verſchärfte nur das Gefühl des Gegenſatzes zu der nüchternen Vernünftelei des damaligen geiſtigen Berlin, und die Muſik ſelber, zu intenſiv genoſſen, raubte ſeinen Nerven vielleicht den letzten Reſt von Feſtigkeit. In ohnmächtiger Qual findet er keinen Ausweg aus dem Dilemma, und ſelbſt das, was er vom Künſtlertum ſieht, vermehrt nur ſeine krankhafte Verſtiegenheit und Losgelöſtheit von allen realen Lebensbedingungen. Darum flüchtet er in die Zelle des Kloſterbruders, in die verklärten Zeiten des Spätmittelalters. Vor jeder Berührung mit den gemeinen Alltäglichkeiten des

Lebens zurückschreckend, tauchen Rousseausche Gedanken der Weltflucht und des Lebens unter einfachen Naturmenschen in ihm auf. Höchst bezeichnend empfindet es Joseph Berglinger schon als eine Qual und Ernüchterung, daß die Kunst eine fast handwerkliche Technik hat und theoretisch auf verhaßten mathematischen Vernunftgesetzen beruht. Sein Ideal, Künstler für wenige gleichgestimmte Seelen zu werden, so brünstig vom Himmel erfleht, zerstiebt an dem harten Muß des gemeinen Lebens, wie es ist, und der Unfähigkeit es zu überwinden. „Man kann mit aller Anstrengung unserer geistigen Fittiche der Erde nicht entkommen; sie zieht uns mit Gewalt zurück, und wir fallen wieder unter den gemeinsten Haufen der Menschen." Es ist die Ahnung seines eigenen Schicksals in der bitteren Frage: „Warum wollte der Himmel, daß sein ganzes Leben hindurch der Kampf zwischen seinem ätherischen Enthusiasmus und dem niedrigen Elend dieser Erde, ihn so unglücklich machen, und endlich sein doppeltes Wesen von Geist und Leib ganz voneinanderreißen sollte!" Der fürchterlichen Marter dieses Zwiespalts zwischen innerem und äußerem Dasein, zwischen Ideal und Leben mußte der schwächliche Körper bald vollends erliegen. Am 18. Dezember berichtet Friedrich Schlegel seinem Bruder, daß Wackenroder sehr krank gewesen, aber jetzt wieder

außer Gefahr ſei. Er hatte ihn liebgewonnen, den ſtillen Genoſſen Tiecks, wegen ſeiner liebenswürdigen Herzensgüte und Reinheit, und als Wackenroder ſeinen Leiden am 13. Februar 1798 erlag, kündigte er ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm den Tod an: „Er hatte ein Faulfieber, iſt dann mehrere Monate melancholiſch geweſen, oder wie andere ſagen, raſend.“ Den letzten Stoß mag der in ſeinem Marke Getroffene aber in der zweifelnden Erkenntnis erhalten haben, die er am Schluſſe der Herzensergießungen, in der Dichtung und Wahrheit ſeines Berglinger ausſpricht: „Ach! daß eben ſeine hohe Phantaſie es ſein mußte, die ihn aufrieb? — Soll ich ſagen, daß er vielleicht mehr dazu geſchaffen war Kunſt zu genießen als auszuüben?“

Ludwig Tieck hat dem Freunde in ſeinem Roman „Sternbalds Wanderungen“ ein Denkmal geſetzt, einer Dichtung, die, wie Tieck ſelber geſteht, inhaltlich ſtark von Wackenroder beeinflußt, ja vielleicht angeregt wurde. Doch ſchöner noch als in dieſem verſchwommenen Künſtlerroman erſcheint die rührende Geſtalt Wackenroders in der Tieckſchen Allegorie „Der Traum“, die als Nr. 10 zum erſtenmal in den Phantaſien über die Kunſt erſchien:

„Doch jener war in Wonne neugeboren,
Er lächelte mit lichtem Freundesblick;

Doch Wort und Rede war für ihn verloren,
Sein hochverklärtes Antlitz ſprach ſein Glück,
Nur für das Seligſte ſchien er erkoren,
Und fand zur alten Welt nicht mehr zurück,
Er ſchien in weit entfernte ſchöne Auen
Mit hoher Trunkenheit hineinzuſchauen."

Während Goethe ſich anſchickte, die deutſchen Künſtler und Kunſtfreunde durch die Propyläen helleniſcher Kunſtauffaſſung in eine antikiſierende Kunſtrichtung zu führen, verfaßte Wackenroder das Büchlein, an das ſein geſchichtlicher Ruhm geknüpft iſt. Ueber die Frage der Verfaſſerſchaft der Herzensergießungen eines kunſtſinnigen Kloſterbruders hat Friedrich Schlegel bereits das Richtige geahnt. Er ſchreibt an Auguſt Wilhelm Schlegel: „Anteil mag Tieck an dem Kloſterbruder wohl etwas haben doch glaube ich, tätest Du beſſer, gar keine Notiz davon zu nehmen, da doch auch gewiß das Ganze im Kloſterbruder von Wackenroder iſt, und die Art der ſchönen Sentimentalität, ſo einfach und muſikaliſch, kann Tieck gar nicht machen". Das, was uns Tieck ſpäter als ſein Eigentum bezeichnet hat, ſticht von dem übrigen höchſt unvorteilhaft durch einen unechten, anempfundenen Ton der Empfindelei gegen den ſchlichten Ernſt des Wackenroderſchen Stils und Inhalts ab. So darf dieſe Ausgabe mit Recht allein unter dem Namen

Wackenroders erscheinen.*) Wackenroders Stil dagegen ist einfach, innig, zu Herzen gehend, ohne alle Pose und Aufdringlichkeit. Wie treuherzig anheimelnd wirkt schon die Holzschnittmanier einer ein wenig altertümelnden Ueberschrift, wie „Das merkwürdige Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger. In zwei Hauptstücken.“ Dem Stil aber entspricht der Inhalt vollkommen, äußere und innere Form decken sich. Man darf daher in dem Buche keine künstlerischen Abhandlungen suchen. Essays wäre auch zuviel gesagt für diese Niederschriften; sie sind sui generis. Lange hatte Wackenroder sie vor Tieck geheimgehalten. Als er endlich wagte, ihm die Blätter vorzulegen, ging der Freund mit Begeisterung auf Ton und Inhalt des Mitgeteilten ein. In Reichardts Zeitschrift „Deutschland“ erschien zunächst das „Ehrengedächtnis Albrecht Dürers“, darauf 1797 in Berlin bei Johann Friedrich Unger, mitsamt den Beiträgen Tiecks, das erwähnte anonyme Buch, dessen Titel auf den einfältig-frommen Klosterbruder in Lessings Nathan zurückzuführen ist.

Gerade weil Wackenroder sich auf das begriff-

*) Von Tieck stammen in den Herzensergießungen: Vorrede; Sehnsucht nach Italien; ein Brief des jungen Florentinischen Malers Antonio; Brief eines jungen deutschen Malers in Rom; die Bildnisse der Maler.

liche Denken in ſeinen Kunſtbetrachtungen gar nicht einläßt, hebt er ſich von allen ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen in echter Urſprünglichkeit ab. Er ſchreibt aus dem inneren Drang eines äſthetiſch-religiöſen, ja myſtiſchen Empfindens heraus. Wie bei dem ihm faſt diametral entgegengeſetzten Leſſing ſchreibt er auf Grund einer wenig ausgebreiteten anſchaulichen Kenntnis maleriſcher Kunſtwerke. Nicht eigentlich ein Feind der Antike, erwähnt er ſie doch faſt mit keinem Wort und die Plaſtik vermag ihn nicht zu erwärmen; in ihrer gemütskalten Gelaſſenheit und Formenſtrenge bleibt ſie für ihn ganz im Hintergrund. Modern in ſeinem äſthetiſchen Empfinden durch ſeine entſchiedene Vorliebe für die Malerei und die Muſik ſteht er in dieſer Beziehung Heinſe nahe, deſſen fauniſch-brünſtige Sinnlichkeit im Kunſtgenuß dagegen von Wackenroders ätheriſcher Kunſtandacht aufs grellſte ſich abhebt. Was aber kein äſthetiſcher Schriftſteller vor ihm ſo vollkommen wie er überwunden hat, ſelbſt Herder, Goethe oder Heinſe nicht, das iſt die rationaliſierende Kunſtlehre, der Verſtandesmaßſtab an Kunſtwerke gelegt. Er iſt der denkbar ſchärfſte Proteſt gegen jegliche begriffliche Kunſtlehre, gegen Kunſtverſtand. „Wer ein *Syſtem glaubt*, hat die allgemeine Liebe aus ſeinem Herzen verdrängt! Erträglicher noch iſt Intoleranz des Gefühls, als Intoleranz des Ver-

ſtandes; Aberglaube beſſer als Syſtemglaube.“ Eine ſo bedingungsloſe Verurteilung des Rationalismus in der Kunſtbetrachtung findet ſich ſelbſt bei Herder und Heinſe nicht. Immer wieder wendet er ſich gegen die vorwitzigen Köpfe, die die ganze Welt in Proſa auflöſen wollen, die törichten neuen Weiſen, welche aus innerer Armut und Krankheit des Geiſtes die Menſchenwelt als einen nichtswürdigen Inſektenhaufen anſehen. Sein feines äſthetiſches Gefühl weiſt den Vorwurf mangelnder hiſtoriſcher Treue im Koſtüm bei den alten Malern als unkünſtleriſch zurück, denn der wahre Künſtler ſchaffe aus ſeiner Welt und ſeinem Geſichtskreis heraus.

In der Religion aber fand Wackenroder die Grundbedingung alles künſtleriſchen Schaffens und Empfindens. Wie für Winckelmann (und deſſen Nachbeter Raphael Mengs), ſo iſt für ihn die höchſte, die allgemeine, urſprüngliche Schönheit nur in Gott und für uns nicht in Worte zu faſſen. Hohe Kunſt kommt nur durch göttliche Eingebung zuſtande, auf den göttlichen Beiſtand komme es geradezu an, nicht auf bloße Kunſtbegeiſterung. Rafael erhält von ihm daher den Beinamen des Göttlichen, weil er der Gottbegnadetſte geweſen. Daher dürften Bildergalerien nicht zu Jahrmärkten herabgedrückt werden, wo eine gaffende Menge ſich dränge, ſondern ſie müßten

Stätten der Andacht sein und der Erhebung, und nur in Stunden der Sammlung, wie zum Gebet, solle man sich der Kunst nahen, nicht um hochmütig abzuurteilen, sondern um demütig zu erwarten, der Gnaden teilhaftig zu werden.

Es ist begreiflich daher, daß die Kunst für Wackenroder mehr als ein bloß äußerliches, als eine bloße Dekoration des Lebens oder Unterhaltung bezweckt, ihm steht es fest, daß nur aus den zusammenfließenden Strömen von Kunst und Religion sich der schönste Lebensstrom ergieße. „So wie aber diese zwei großen göttlichen Wesen, die Religion und die Kunst, die besten Führerinnen des Menschen für sein äußeres, wirkliches Leben sind, so sind auch für das innere, geistige Leben des menschlichen Gemüts ihre Schätze die allerreichhaltigsten und köstlichsten Fundgruben der Gedanken und Gefühle, und es ist mir eine sehr bedeutende und geheimnisvolle Vorstellung, wenn ich sie zweien magischen Hohlspiegeln vergleiche, die mir alle Dinge der Welt sinnbildlich abspiegeln, durch deren Zauberspiegel hindurch ich den wahren Geist aller Dinge erkennen und verstehen lerne." Und ein andermal bezeichnet er die Menschen als nur die Pforten, durch welche seit Erschaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangten und in der Religion und dauernden Kunst uns sichtbar er-

ſchienen. Natur und Kunſt, ſo drückt er ſich in ſcheinbarem Widerſpruch zum Vorhergehenden einmal aus, ſeien die zwei Sprachen, durch die ſich Gott uns offenbare. Ein Dualismus beſteht eigentlich für Wackenroder hier gar nicht. Kunſt und Religion ſind für ihn eins, ſie laſſen ſich gar nicht trennen. So liegen bei Wackenroder zum guten Teil die Wurzeln der Schellingſchen Kunſtlehre ſowohl wie die der Schleiermacherſchen Religionsforſchung.

Kein Wunder aber, daß ihm die Maler der Vorzeit, vor allem Dürer, in ihrer einfachen innigen Frömmigkeit ſo lieb ſind. Er ſehnt ſich in ihre Zeiten zurück, da die Religion noch das ſchöne Erklärungsbuch geweſen ſei, durch das die frommen, gottesfürchtigen Künſtler das Leben und deſſen Zweck erſt verſtehen lernten. Leiſe meldet ſich bei m jene prédilection d'artiste der Romantiker für den Katholizismus.

Aus dieſer tiefreligiöſen Grundſtimmung ſeines Weſens heraus iſt Wackenroder zu verſtehen. Sie macht ihn keineswegs engherzig. Gedanken und Grundſtimmungen Herders, Heinſes und des jungen Goethe klingen bei ihm an. Ihm iſt der gotiſche Dom ſo wohlgefällig wie der Tempel der Griechen; und die rohe Kriegsmuſik der Wilden ein ſo lieblicher Klang wie kunſtreiche Chöre und Kirchengeſänge. Kunſt ſei die Blume menſchlicher

Empfindung, ſie erwachſe in mannigfaltiger Geſtalt an allen Orten, unter allen Völkern. In die Seelen fremder Zeiten und Völker müſſe man ſich hineinfühlen, um ihre Kunſtwerke nachzuempfinden. Das Kunſtgefühl ſei nur ein und derſelbe Lichtſtrahl (hier wieder der religiös-äſthetiſche Monismus!), welcher durch das mannigfach geſchliffene Glas der Sinnlichkeit unter verſchiedenen Zonen ſich in tauſenderlei verſchiedenen Farben breche. Darum fordert er, man ſolle alle Zeiten und Völker überblicken und ſich beſtreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menſchliche herauszufühlen. Darin aber berührt er ſich mit Schiller, daß er dem Menſchen die Kunſt als ſein eigentlichſtes Schaffensgebiet anerkennt, wodurch er am Göttlichen teilhaftig werde.

Die Herzensergießungen ſind aber ebenſo ſehr ein lebendiger Proteſt gegen die eklektiſche Kunſtübung ihrer Zeit, wie ſie im Gegenſatz ſtehen zur zeitgenöſſiſchen Kunſtlehre etwa eines Ramdohr oder des biedern Schweizers Sulzer. Es läßt ſich allerdings nicht leicht etwas Platteres, Geſchmackloſeres denken als was vor allem Ramdohr als Aeſthetik ausgibt, man möchte ſagen, verzapft. Aber der Betrieb der Malerei damals war eine faſt ebenſo große Barbarei für einen Mann von dem feinen äſthetiſchen Sinn Wackenroders. Er

ſah keinen Ernſt bei dieſen Pinslern. Während die alten Maler von einer ſtarken künſtleriſchen Empfindung ausgehend, bedächtig überlegt hätten, welche Formgebung wohl am ſtärkſten und ſicherſten den Anſchauenden ergreifen möchte, ſchienen die neueren Maler gar nicht zu beabſichtigen, daß man innigen, inneren Anteil an ihren Werken nehmen ſolle. Ihre techniſchen Kunſtſtückchen an Licht- und Schattenverteilung täuſchen ihn nicht über die innere Hohlheit. Es iſt ihm unleidlich, daß etwa gar die menſchliche Geſtalt, dieſes Gefäß mit göttlichem Inhalt, nur zu den Virtuoſenkünſten einer ausgeklügelten Technik dienen ſolle. Deshalb redet er ſich faſt in eine Nichtachtung maleriſcher Technik, der Außenwerke der Kunſt, wie er ſagt, hinein. Er ſieht wohl, daß die Kunſt der Zeit in einem erborgten Eklektizismus ihre künſtleriſche Ohnmacht verrate und wird darum nicht müde, zu predigen, daß man nicht in den Formen, aber im Geiſt wie einer der alten Maler ſein müſſe, bei denen Kunſt und Leben eins und deren Werke nur die ſelbſtverſtändliche Ausſtrahlung eines mächtigen religiöſen Kunſtgefühls geweſen ſeien. Deshalb erzählt er ſchlecht und recht dem Vaſari oder dem Deutſchen Joachim von Sandrart einfache Künſtlergeſchichten und Anekdoten nach. Rafael und Dürer ſind ſeine Lieblinge. Michelangelo aber verſteht er aus ſeiner

Art heraus, er nennt ihn den Maler des Alten, wie Rafael den des Neuen Teſtaments. Michelangelos Größe entlockt ihm den Ausruf, daß es in der Welt der Künſtler nichts Anbetungswürdigeres geben könne als ein „urſprüngliches Original", das die ganze Kunſt mit neuen Augen anſähe. Deshalb verblaßt vor ihm auch der Ruhm der großen italieniſchen Eklektiker, der Carracci z. B., welche das ganze 18. Jahrhundert anſtaunt, vor der naiveren Kunſtübung eines Piero di Coſimo, eines Giotti, eines Fieſole und anderer. Zu dem Realismus der Niederländer allerdings hatte er wenig oder gar kein Verhältnis. Er läßt in einem Traumgeſicht die erſten italieniſchen und deutſchen Meiſter erſcheinen, ſetzt aber hinzu, „von Niederländern ſah ich ſehr wenige". Er liebt das Kraſſe nicht, und die Darſtellung der Schillerſchen Räuber war ihm immer abſcheulich.

Was immer wieder an ihm hervorſticht, iſt das vollkommen Moderne ſeines äſthetiſchen Empfindens. War er auch kein l'art pour l'art-Enthuſiaſt, ſo finden ſich bei ihm doch die Anſätze eines lebenskräftigen Impreſſionismus in der Auffaſſung. „Der Künſtlergeiſt ſoll, wie ich meine, nur ein brauchbares Werkzeug ſein, die ganze Natur in ſich zu empfangen, und, mit dem Geiſte des Menſchen beſeelt, in ſchöner Verwandlung wieder zu gebären." Seit Herder und ſeit dem Dithy-

rambus des jungen Goethe auf Erwin von Steinbach, war das Vaterländiſche in der Kunſt Dürers und der Gotik nicht wieder ſo beſtimmt betont worden. So wie Dürer iſt, ſo iſt er ihm gerade recht. „Nicht bloß unter italieniſchem Himmel, unter majeſtätiſchen Kuppeln und korinthiſchen Säulen; — auch unter Spitzgewölben, krausverzierten Gebäuden und gotiſchen Türmen, wächſt wahre Kunſt hervor.“ Und wenn Wackenroder kein weiteres Verdienſt hätte, als die Wiedererweckung der altdeutſchen Kunſt, ſein Name wäre für alle Zeiten der deutſchen Kunſt- und Kulturgeſchichte unvergeßlich. Die Einſeitigkeit der Nazarener, der Kloſterbrüder von San Iſidoro, Overbeck, Veit und Genoſſen, darf man ihm nicht r Laſt legen, ebenſowenig wie die kurzſichtige Einſchränkung der romantiſchen Kunſttheorie durch Friedrich Schlegel. Goethen war das Kloſterbrudriſieren höchſt unſympathiſch: „Klaſſiſch iſt das Geſunde, romantiſch das Kranke!“ aber vor dem unbeſtechlichen Forum der Kunſtgeſchichte erlangt Wackenroder den Vorzug vor ſeinem weltumfaſſenden Gegner. Es klingt wie Polemik gegen den jungen Berliner, wenn es in Goethes Sprüchen in Proſa heißt: „Das trocken Naive, das ſteife Wackere, das ängſtlich Rechtliche, und womit man ältere deutſche Kunſt charakteriſieren mag, gehört zu jeder frühern ein-

fachern Kunſtweiſe. Die alten Venetianer, Florentiner u. ſ. w. haben das alles auch. — Und wir Deutſchen ſollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben! — Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, ſich nie zur Idee des *Ebenmaßes der Schönheit*, ja ſogar nie zum Gedanken *einer ſchicklichen Zweckmäßigkeit* erheben konnte, ſollen wir auch immer an der Erde kleben!" Wir werden im ganzen nicht umhin können, auf ſeiten Wackenroders zu ſtehen, der keineswegs die alte Malweiſe, die naive Technik an ſich als nachahmenswert hinſtellte, und wie Herder den großen Kunſtwerken gegenüber nicht den Standpunkt des Abſprechens und Abmeſſens einnahm, ſondern den eines Nachſchaffens in der Empfindung. Auch darin iſt Wackenroder ein Ausdruck des fortgeſchrittenſten, modernſten äſthetiſchen Gefühls ſeiner Zeit, daß ſich gegen Ende ſeines Lebens mehr und mehr ſein Sinn der modernſten und deutſcheſten aller Künſte zuwendet, der Muſik. Bei dem ſinnenfrohen Heinſe iſt ganz dasſelbe zu beobachten. Ueberſättigt an der reichbeſetzten Tafel italieniſcher und antiker bildender Kunſt, ernüchtert von dem Sinnentaumel des Kunſtgenuſſes, wie wir ihn im Ardinghello vor uns haben, widmet Heinſe ſein Intereſſe vorwiegend der Muſik. Für Wackenroder iſt eine ſolche Ver-

ſchiebung des Hauptintereſſes erwieſen aus den Beiträgen zu den 1799 von Tieck herausgegebenen „Phantaſien über die Kunſt“. Dieſe Stücke aber ſind gewiß ſpäter anzuſetzen als die Aufſätze der Herzensergießungen. Die Muſik iſt ihm die reichere Sprache und die wunderbarſte der ſchönen Künſte, „weil ſie menſchliche Gefühle auf eine übermenſchliche Art ſchildert, weil ſie uns alle Bewegungen unſers Gemüts unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonien eingekleidet, über unſerm Haupte zeigt, — weil ſie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wiſſen nicht wo? und wie? und die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.“ Sein religiös-myſtiſcher Grundweſenszug zieht Wackenroder zu dieſer Kunſt, der eine tiefgegründete, unwandelbare Heiligkeit vor allen andern Künſten eigen ſei. Keine vermöge ſo wie dieſe jüngſte unter ihren Schweſtern Tiefſinnigkeit, ſinnliche Kraft und dunkle, phantaſtiſche Bedeutſamkeit auf ſo rätſelhafte Weiſe zu verſchmelzen; wo aber ihr eigentlicher Sinn und ihre Perle verborgen liege, könne er weder erklären noch beweiſen. Ueberdies ſei eine ewige feindſelige Kluft befeſtigt zwiſchen dem fühlenden Herzen und den Unterſuchungen des Forſchens, und jenes ſei ein ſelbſtändiges, verſchloſſenes, göttliches Weſen, das von der Vernunft nicht auf-

geſchloſſen und gelöſt werden könne. Aber in dem Spiegel der Töne lerne das menſchliche Herz ſich ſelber kennen; ſie ſeien es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernten; ſie gäben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüts träumenden Geiſtern lebendes Bewußtſein, und bereicherten mit ganz reinen zauberiſchen Geiſtern des Gefühls unſer Inneres. Hier in dem Schwanenlied ſeiner äſthetiſchen Vermächtniſſe an die Nation hat er das Wunderbarſte, Ergreifendſte, ſtiliſtiſch Schönſte geſagt, das wir von ihm beſitzen. Auch hier iſt er wieder von weitherzigſter Toleranz und Empfänglichkeit. Zwar iſt ihm die geiſtliche Muſik die edelſte und höchſte, aber auch in heiteren, munteren, fröhlichen Tönen redet die heilige Muſe, und die Tanzmuſik mit ihrer deutlich beſtimmten Sprache hält er für die eigentlichſte, älteſte und urſprünglichſte Muſik. Nichts vermag die erſtaunliche Bildkraft zu übertreffen, mit der er die Choral- nnd Kirchenmuſik charakteriſiert, „die wie ein ewiges ‚Miserere mei Domine!‘ klingt, und deren langſame, tiefe Töne gleich ſündenbeladenen Pilgrimen in tiefen Tälern dahinſchleichen.“ Ganz im Sinne Wackenroders aber hat Ludwig Tieck in den Phantaſien über die Kunſt jene vielberufenen Verſe auf die Muſik gedichtet, in denen die deutſche Romantik etwas von ihren tiefſten inneren Ueberzeugungen fand:

„Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will verschönen.
Drum ist ewig uns zugegen,
Wenn Musik mit Klängen spricht,
Ihr die Sprache nicht gebricht,
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann sich nicht bewegen,
Leihet sie den Odem nicht.

Die Frage, was uns Wackenroder auch heute noch sein kann, beantwortet sich aus dem Vorangehenden wie aus der Lesung des nachfolgenden Abdrucks*) der Herzensergießungen von selber; langer Erörterungen bedarf es nicht. Absichtlich hat sich der Verfasser dieses Essays von allem Schwulst und Ueberschwang in der Darstellung freigehalten und glaubt der rührend schlichten, ernsten Seele der geschilderten Persönlichkeit am besten gerecht geworden zu sein, wenn er sie mög-

*) Die Herzensergießungen sind, abgesehen von den Nachdrucken, bisher dreimal erschienen, 1797, 1814 und 1822. Der vorliegende Neudruck bringt die Ausgabe von 1797 getreu, jedoch ohne die offenkundigen Druckfehler. „Die Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst" sind von Jakob Minor, in einem musterhaften Neudruck in der „Deutschen National-Literatur" von Kürschner, herausgegeben worden.

lichſt für ſich ſelber und durch ihre ſchriftſtelleriſchen Schöpfungen ſprechen ließ. Weit entfernt davon in Wackenroder eine harmoniſche Idealfigur deutſchen Lebens und Strebens zu erblicken, ſind wir Deutſchen Gott ſei Dank über die Zeiten für immer hinweg, da vielleicht ſchlaffe Aeſtheten die Unzulänglichkeiten des geſchilderten Lebens (von aller moraliſchen Bewertung abgeſehen, die ich nicht beabſichtigte) in lächerlicher Einſeitigkeit und Impotenz als vorbildlich und als eine Verherrlichung eigener Unkraft mit einigem Erfolge der deutſchen Mitwelt vorſtellen könnten. Als Nation ſtreben wir nach äußerer und innerer Harmonie zwiſchen Kunſt und Leben, in dem Sinne, daß wir, vom Streite über Kunſtmeinungen als nebenſächlich abgeſehen, nicht nur im Leben und Schaffen Goethes oder Beethovens, ſondern ebenſoſehr im Wirken und der Perſönlichkeit Bismarcks, Moltkes, Mommſens, Treitſchkes (um nur einige zu nennen) erhabene Kunſtwerke erblicken. Hat doch Friedrich Hebbel, der doch auch etwas von der Kunſt verſtand, zudem aber einem ſtolzen, ungebrochenen, ritterbürtigen deutſchen Bauernvolke entſproſſen war, mit Freuden die Fähigkeit künſtleriſcher Geſtaltung eines tätigen Heldenlebens mit dieſem ſelber vertauſchen wollen, wenn das möglich geweſen wäre. Aber ein dauerndes, liebevolles Intereſſe wird ſich

im deutſchen Volke für alle Zeiten an Wackenroders Perſönlichkeit und Werk knüpfen, nicht nur, weil er die Einheit von Kunſt und Leben und ihre Durchdringung begeiſtert predigte, ſondern vielmehr weil er, in dem ehrlichen, unbeirrbaren Streben dieſe Einheit in ſich ſelber zu verwirklichen und zu erleben, in einem ungleichen Kampfe früh dahingerafft wurde.

Cambridge, Maſſachuſetts

den 1. Januar 1904

Dr. Karl Detlev Jeſſen



An den Leſer dieſer Blätter.



N der Einſamkeit eines klöſterlichen Lebens, in der ich nur noch zuweilen dunkel an die entfernte Welt zurückdenke, ſind nach und nach folgende Aufſätze entſtanden. Ich liebte in meiner Jugend die Kunſt ungemein, und dieſe Liebe hat mich, wie ein treuer Freund, bis in mein jetziges Alter begleitet: ohne daß ich es bemerkte, ſchrieb ich aus einem innern Drange meine Erinnerungen nieder, die Du, geliebter Leſer, mit einem nachſichtsvollen Auge betrachten mußt. Sie ſind nicht im Ton der heutigen Welt abgefaßt, weil dieſer Ton nicht in meiner Gewalt ſteht, und weil ich ihn auch, wenn ich ganz aufrichtig ſprechen ſoll, nicht lieben kann.

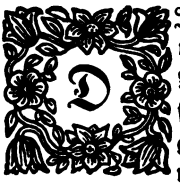
In meiner Jugend war ich in der Welt und in vielen weltlichen Geſchäften verwickelt. Mein größter Drang war zur Kunſt, und ich wünſchte ihr mein Leben und alle meine wenigen Talente zu widmen. Nach dem Urtheile einiger Freunde

war ich im Zeichnen nicht ungeſchickt, und meine Kopien ſowohl, als meine eigenen Erfindungen mißfielen nicht ganz. Aber immer dachte ich mit einem ſtillen, heiligen Schauer an die großen, gebenedeyten Kunſtheiligen; es kam mir ſeltſam, ja faſt albern vor, daß ich die Kohle oder den Pinſel in meiner Hand führte, wenn mir der Nahme Raphael's oder Michel Angelo's in das Gedächtniß fiel. Ich darf es wohl geſtehen, daß ich zuweilen aus einer unbeſchreiblichen wehmüthigen Innbrunſt weinen mußte, wenn ich mir ihre Werke und ihr Leben recht deutlich vorſtellte: ich konnte es nie dahin bringen, — ja ein ſolcher Gedanke würde mir gottlos vorgekommen ſeyn, — an meinen auserwählten Lieblingen das Gute von dem ſogenannten Schlechten zu ſondern, und ſie am Ende alle in Eine Reihe zu ſtellen, um ſie mit einem kalten, kritiſirenden Blicke zu betrachten, wie es junge Künſtler und ſogenannte Kunſtfreunde wohl jetzt zu machen pflegen. So habe ich, ich will es frey geſtehn, in den Schriften des H. von Ramdohr nur weniges mit Wohl-

gefallen geleſen; und wer dieſe liebt, mag das, was ich geſchrieben habe, nur ſogleich aus der Hand legen, denn es wird ihm nicht gefallen. Dieſe Blätter, die ich anfangs gar nicht für den Druck beſtimmt, widme ich überhaupt nur jungen angehenden Künſtlern, oder Knaben, die ſich der Kunſt zu widmen gedenken, und noch die heilige Ehrfurcht vor der verfloſſenen Zeit in einem ſtillen, unaufgeblähten Herzen tragen. Sie werden vielleicht durch meine ſonſt unbedeutende Worte noch mehr gerührt, zu einer noch tiefern Ehrfurcht bewegt; denn ſie leſen mit derſelben Liebe, mit der ich geſchrieben habe.

Der Himmel hat es ſo gefügt, daß ich mein Leben in einem Kloſter beſchließe: dieſe Verſuche ſind daher das einzige, was ich jetzt für die Kunſt zu thun im Stande bin. Wenn ſie nicht ganz mißfallen, ſo folgt vielleicht ein zweyter Theil, in welchem ich die Beurtheilungen einiger einzelnen Kunſtwerke widerlegen möchte, wenn mir der Himmel Geſundheit und Muße verleiht, meine niedergeſchriebenen Gedanken hierüber zu ordnen, und in einen deutlichen Vortrag zu bringen. —

Raphaels Erſcheinung.



Die Begeiſterungen der Dichter und Künſtler ſind von jeher der Welt ein großer Anſtoß und Gegenſtand des Streites geweſen. Die gewöhnlichen Menſchen können nicht begreifen, was es damit für eine Bewandniß habe, und machen ſich darüber durchaus ſehr falſche und verkehrte Vorſtellungen. Daher ſind über die inneren Offenbarungen der Kunſtgenies eben ſo viele Unvernünftigkeiten, in und außer Syſtemen, methodiſch und unmethodiſch abgehandelt und geſchwatzt worden, als über die Myſterien unſrer heiligen Religion. Die ſogenannten Theoriſten und Syſtematiker beſchreiben uns die Begeiſterung des Künſtlers von Hörenſagen, und ſind vollkommen mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn ſie mit ihrer eiteln und profanen Philoſophaſterey umſchreibende Worte zuſammengeſucht haben, für etwas, wovon ſie den Geiſt, der ſich in Worte nicht faſſen läßt, und die Bedeutung nicht kennen. Sie reden von der Künſtlerbegeiſterung, als von einem Dinge, das ſie vor Augen hätten; ſie erklären es, und erzählen viel davon; und ſie ſollten billig das heilige Wort

auszuſprechen erröthen, denn ſie wiſſen nicht, *was* ſie damit ausſprechen.

Mit wie unendlich vielen unnützen Worten haben ſich nicht die überklugen Schriftſteller neuerer Zeiten bey der Materie von den *Idealen* in den bildenden Künſten verſündigt! Sie geſtehen ein, daß der Mahler und Bildner zu ſeinen Idealen auf einem außerordentlicheren Wege, als dem Wege der gemeinen Natur und Erfahrung gelangen müſſe; ſie geben zu, daß dies auf eine *geheimnißvolle* Weiſe geſchehe: und doch bilden ſie ſich und ihren Schülern ein, ſie wüßten das Wie; — denn es ſcheint, als würden ſie ſich ſchämen, wenn irgend etwas in der Seele des Menſchen verſteckt und verborgen liegen ſollte, worüber ſie wißbegierigen jungen Leuten nicht Auskunft geben könnten.

Andre ſind nun gar in der That ungläubige und verblendete Spötter, welche das Himmliſche im Kunſtenthuſiasmus mit Hohnlachen gänzlich abläugnen, und durchaus keine beſondere Auszeichnung oder Weihe gewiſſer ſeltener und erhabener Geiſter annehmen wollen, weil ſie ſich ſelber allzu entfernt von ihnen fühlen. Dieſe liegen indeſſen ganz außer meinem Wege, und ich rede mit ihnen nicht.

Aber die Afterweiſen, auf welche ich deutete, wünſche ich zu belehren. Sie verwahrloſen die

jungen Gemüther ihrer Schüler, indem sie ihnen so kühn und leichtsinnig abgesprochene Meynungen über göttliche Dinge beybringen, als wären es menschliche, und ihnen dadurch den Wahn einpflanzen, als stände es in ihrer Macht, dreist zu ergreifen, was die größesten Meister der Kunst, — ich darf es frey heraus sagen, — nur durch göttliche Eingebung erlangt haben.

Man hat so manche Anekdoten aufgezeichnet und immer wieder erzählt, so manche bedeutende Wahlsprüche von Künstlern aufbehalten und immer wiederhohlt; und wie ist es möglich gewesen, daß man sie so bloß mit oberflächlicher Bewunderung anhörte, daß keiner darauf kam, aus diesen sprechenden Zeichen das Allerheiligste der Kunst, worauf sie hindeuteten, zu ahnden? und nicht auch hier, wie in der übrigen Natur, die Spur von dem Finger Gottes anzuerkennen?

Ich, für mein Theil, habe von jeher diesen Glauben bey mir gehegt; aber mein dunkler Glauben ist jetzt zur hellsten Ueberzeugung aufgeklärt worden. Glücklich bin ich, daß der Himmel mich ausersehen hat, seinen Ruhm durch einen einleuchtenden Beweis seiner unerkannten Wunder auszubreiten: es ist mir gelungen, einen neuen Altar zur Ehre Gottes aufzubauen. —

Raphael, welcher die leuchtende Sonne unter allen Mahlern ist, hat uns in einem Briefe von

ihm an den Grafen von Caſtiglione folgende Worte, die mir mehr werth ſind als Gold, und die ich nie ohne ein geheimes dunkles Gefühl von Ehrfurcht und Anbetung habe leſen können, hinterlaſſen, worin er ſagt:

„Da man ſo wenig ſchöne weibliche Bil„dungen ſieht, ſo halte ich mich an ein ge„wiſſes Bild im Geiſte, welches in meine Seele „kommt.“ *)

Ueber dieſe bedeutungsvollen Worte nun iſt mir neulich ganz unerwartet, zu meiner innigen Freude, ein helles Licht aufgeſteckt worden.

Ich durchſuchte den Schatz von alten Handſchriften in unſerm Kloſter, und fand, unter manchem nichtsnützigen beſtäubten Pergament, einige Blätter von der Hand des Bramante, von denen es nicht zu begreifen iſt, wie ſie an dieſen Ort gekommen ſind. Auf dem einen Blatte ſtand folgendes geſchrieben, wie ich es, ohne weiteren Umſchweif, zu deutſch hier herſetzen will:

„Zu meinem eigenen Vergnügen, und um es mir genau aufzubewahren, will ich hier einen wundervollen Vorfall aufzeichnen, welchen der theure Raphael, mein Freund, mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertraut hat. Als ich ihm vor einiger Zeit meine Bewunderung wegen

*) Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa idea che me viene al mente.

ſeiner über alles ſchön gemahlten Madonnen und heiligen Familien aus vollem Herzen zu erkennen gab, und mit recht vielen Bitten in ihn drang, mir doch zu ſagen, von woher er denn in aller Welt die unvergleichliche Schönheit, die rührenden Mienen und den unübertrefflichen Ausdruck in ſeinen Bildern der heiligen Jungfrau entlehnt habe; ſo ward er, nachdem er mich eine Zeitlang mit ſeiner, ihm eigenen, jünglinghaften Schaamhaftigkeit und Verſchloſſenheit hingehalten hatte, endlich ſehr bewegt, fiel mir mit Thränen um den Hals, und entdeckte mir ſein Geheimniß. Er erzählte mir, wie er von ſeiner zarten Kindheit an, immer ein beſondres heiliges Gefühl für die Mutter Gottes in ſich getragen habe, ſo daß ihm zuweilen ſchon beym lauten Ausſprechen ihres Nahmens ganz wehmüthig zu Muthe geworden ſey. Nachher, da ſein Sinn ſich auf das Mahlen gerichtet habe, ſey es immer ſein höchſter Wunſch geweſen, die Jungfrau Maria recht in ihrer himmliſchen Vollkommenheit zu mahlen; aber er habe es ſich noch immer nicht getraut. In Gedanken habe ſein Gemüth beſtändig an ihrem Bilde, Tag und Nacht, gearbeitet; allein er habe es ſich gar nicht zu ſeiner Befriedigung vollenden können; es ſey ihm immer geweſen, als wenn ſeine Phantaſie im Finſtern arbeitete. Und doch wäre es zuweilen wie ein himmliſcher Lichtſtrahl in ſeine Seele gefallen, ſo daß er die Bil-

dung in hellen Zügen, wie er ſie gewollt, vor ſich geſehen hätte; und doch wäre das immer nur ein Augenblick geweſen, und er habe die Bildung in ſeinem Gemüthe nicht feſthalten können. So ſey ſeine Seele in beſtändiger Unruhe herumgetrieben; er habe die Züge immer nur umherſchweifend erblickt, und ſeine dunkle Ahndung hätte ſich nie in ein klares Bild auflöſen wollen. Endlich habe er ſich nicht mehr halten können, und mit zitternder Hand ein Gemählde der heiligen Jungfrau angefangen; und während der Arbeit ſey ſein Inneres immer mehr erhitzt worden. Einſt, in der Nacht, da er, wie es ihm ſchon oft geſchehen ſey, im Traume zur Jungfrau gebetet habe, ſey er, heftig bedrängt, auf einmal aus dem Schlafe aufgefahren. In der finſteren Nacht ſey ſein Auge von einem hellen Schein an der Wand, ſeinem Lager gegenüber, angezogen worden, und da er recht zugeſehen, ſo ſey er gewahr geworden, daß ſein Bild der Madonna, das, noch unvollendet, an der Wand gehangen, von dem mildeſten Lichtſtrahle, und ein ganz vollkommenes und wirklich lebendiges Bild geworden ſey. Die Göttlichkeit in dieſem Bilde habe ihn ſo überwältigt, daß er in helle Thränen ausgebrochen ſey. Es habe ihn mit den Augen auf eine unbeſchreiblich rührende Weiſe angeſehen, und habe in jedem Augenblick geſchienen, als wolle es ſich bewegen; und es habe ihn gedünkt, als bewege es

ſich auch wirklich. Was das wunderbarſte geweſen, ſo ſey es ihm vorgekommen, als wäre dies Bild nun grade das, was er immer geſucht, obwohl er immer nur eine dunkle und verwirrte Ahndung davon gehabt. Wie er wieder eingeſchlafen ſey, wiſſe er ſich durchaus nicht zu erinnern. Am andern Morgen ſey er wie neugebohren aufgeſtanden; die Erſcheinung ſey ſeinem Gemüth und ſeinen Sinnen auf ewig feſt eingeprägt geblieben, und nun ſey es ihm gelungen, die Mutter Gottes immer ſo, wie ſie ſeiner Seele vorgeſchwebt habe, abzubilden, und er habe immer ſelbſt vor ſeinen Bildern eine gewiſſe Ehrfurcht gefühlt. — Das erzählte mir mein Freund, mein theurer Raphael, und es iſt mir dieſes Wunder ſo wichtig und merkwürdig geweſen, daß ich es für mich, zu meiner Ergötzung niedergeſchrieben habe." —

So iſt der Inhalt des unſchätzbaren Blattes, welches in meine Hände fiel. Wird man nun deutlich vor Augen ſehen, was der göttliche Raphael unter den merkwürdigen Worten verſteht, wenn er ſagt:

„Ich halte mich an ein gewiſſes Bild im
„Geiſte, welches in meine Seele kommt."

Wird man, durch dieſes offenbare Wunder der himmliſchen Allmacht belehrt, verſtehen, daß ſeine unſchuldige Seele in dieſen einfachen Worten

einen ſehr tiefen und großen Sinn ausſprach? Wird man nun nicht endlich begreifen, daß all' das profane Geſchwätz über Begeiſterung des Künſtlers, wahre Verſündigung ſey, — und überführt ſeyn, daß es dabey doch geradezu auf nichts anderes, als den unmittelbaren göttlichen Beyſtand ankomme?

Aber ich füge nichts mehr hinzu, um jeden, über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand der ernſten Betrachtung, ſeinem eigenen Nachdenken zu überlaſſen.

Sehnſucht nach Italien.

DURCH einen ſeltſamen Zufall hat ſich folgendes kleine Blatt bis jetzt bey mir aufbewahrt, das ich ſchon in meiner frühen Jugend niederſchrieb, als ich vor dem Wunſche, endlich einmal Italien, das gelobte Land der Kunſt, zu ſehen, keine Ruhe finden konnte.

Bey Tage und in der Nacht denkt meine Seele nur an die ſchönen hellen Gegenden, die mir in allen Träumen erſcheinen, und mich rufen. Wird mein Wunſch, meine Sehnſucht immer vergebens ſeyn? So mancher reiſt hin und kömmt zurück, und weiß dann nicht wo er geweſen iſt, und was er geſehen hat, denn keiner liebt ſo innig das Land mit ſeiner einheimiſchen Kunſt.

Warum liegt es ſo fern von mir, daß es mein Fuß nicht in einigen Tagereiſen erreichen kann? daß ich dann vor den unſterblichen Werken der großen Künſtler niederknie, und ihnen alle meine Bewunderung und Liebe bekenne? daß ihre Geiſter es hören, und mich als den getreuſten Schüler bewillkommen? —

Wenn zufällig von meinen Freunden die Landkarte aufgeſchlagen wird, muß ich ſie immer mit

Rührung betrachten; ich durchwandre mit meinem Geiſte Städte, Flecken und Dörfer, — ach! und fühle nur zu bald, daß alles nur Einbildung ſey.

Wünſch' ich mir doch kein glänzendes Glück dieſer Erde; aber ſoll es mir auch nicht einmal vergönnt ſeyn, dir, o heilige Kunſt, ganz zu leben?

Soll ich in mir ſelbſt verſchmachten,
Und in Liebe ganz vergehn?
Wird das Schickſal mein nicht achten,
Dieſes Sinnen, dieſes Trachten
Stets mit Mißvergnügen ſehn?

Bin ich denn ſo ganz verloren,
Den Verſtoßnen zugeweiht?
O beglückt wer auserkohren,
Für die Künſte nur gebohren,
Ihnen Herz und Leben weiht!

Ach mein Glück liegt wohl noch ferne,
Kömmt noch lange mir nicht nah!
Freilich zweifelt' ich ſo gerne, —
Doch noch oft drehn ſich die Sterne, —
Endlich, endlich iſt es da!

Dann ohne Säumen,
Nach langen Träumen,
Nach tiefer Ruh,
Durch Wieſ' und Wälder,
Durch blüh'nde Felder
Der Heimath zu!

Mir dann entgegen
Fliegen mit Segen
 Genien, bekränzt
 Strahlenumglänzt!
Sie führen den Müden
Dem süßen Frieden,
 Den Freuden, der Ruh,
 Der Kunstheimath zu!

Der merkwürdige Tod
des
zu ſeiner Zeit weit berühmten alten Mahlers
Franceſco Francia,
des Erſten aus der Lombardiſchen Schule.



O wie die Epoche des Wiederauflebens der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit die vielumfaſſendſten, als Menſchen merkwürdigſten, und am Geiſte kräftigſten gelehrten Männer hervorbrachte; ſo ward auch die Periode, da die Kunſt der Mahlerey aus ihrer lange ruhenden Aſche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabenſten und edelſten Männer in der Kunſt bezeichnet. Sie iſt als das wahre Heldenalter der Kunſt anzuſehen, und man möchte (wie Oſſian) ſeufzen, daß die Kraft und Größe dieſer Heldenzeit nun von der Erde entflohen iſt. Viele ſtanden an vielen Orten auf, und erhoben ſich ganz durch eigene Stärke: ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht, und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir ſie noch von den Händen damaliger Verehrer der Kunſt beſitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr

Mir dann entgegen
Fliegen mit Segen
 Genien, bekränzt
 Strahlenumglänzt!
Sie führen den Müden
Dem ſüßen Frieden,
 Den Freuden, der Ruh,
 Der Kunſtheimath zu!

Der merkwürdige Tod
des
zu ſeiner Zeit weit berühmten alten Mahlers
Franceſco Francia,
des Erſten aus der Lombardiſchen Schule.



O wie die Epoche des Wiederauflebens der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit die vielumfaſſendſten, als Menſchen merkwürdigſten, und am Geiſte kräftigſten gelehrten Männer hervorbrachte; ſo ward auch die Periode, da die Kunſt der Mahlerey aus ihrer lange ruhenden Aſche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabenſten und edelſten Männer in der Kunſt bezeichnet. Sie iſt als das wahre Heldenalter der Kunſt anzuſehen, und man möchte (wie Oſſian) ſeufzen, daß die Kraft und Größe dieſer Heldenzeit nun von der Erde entflohen iſt. Viele ſtanden an vielen Orten auf, und erhoben ſich ganz durch eigene Stärke: ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht, und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir ſie noch von den Händen damaliger Verehrer der Kunſt beſitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr

Geiſt war ſo ehrwürdig, als es uns noch ihre bärtigen Häupter ſind, die wir in den ſchätzbaren Sammlungen ihrer Bildniſſe mit Ehrfurcht betrachten. Es geſchahen unter ihnen ungewöhnliche, und vielen jetzt unglaubliche Dinge, weil der Enthuſiasmus, der itzt nur in wenigen einzelnen Herzen, wie ein ſchwaches Lämpchen flimmert, in jener goldenen Zeit alle Welt entflammte. Die entartete Nachkommenſchaft bezweifelt oder belacht ſo manche bewährte Geſchichte aus dieſen Zeiten als Mährchen, weil der göttliche Funken ganz aus ihrer Seele gewichen iſt.

Eine der merkwürdigſten Geſchichten dieſer Art, die ich nie ohne Staunen habe leſen können, und bey der mein Herz doch nie in Verſuchung zu zweifeln geführt ward, iſt die Geſchichte von dem Tode des uralten Mahlers Franceſco Francia, welcher der Ahnherr und Stammvater der Schule war, die ſich in Bologna und der Lombardey bildete.

Dieſer Franceſco war von geringen Handwerksleuten gebohren, hatte ſich aber durch ſeinen unermüdeten Fleiß und ſeinen immer hinaufſtrebenden Geiſt, zu dem höchſten Gipfel des Ruhmes aufgeſchwungen. In ſeiner Jugend war er zuerſt bey einem Goldarbeiter, und er bildete ſo künſtliche Sachen in Gold und Silber, daß ſie jeden, der ſie ſah, in Erſtaunen ſetzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen,

und alle Fürſten und Herzoge der Lombardey ſetzten eine Ehre darin, ſich von ſeinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu laſſen. Denn es war damals noch die Zeit, da alle Vornehmen des Landes und alle Mitbürger den vaterländiſchen Künſtler durch ihren ewigen, lautſchallenden Beyfall ſtolz zu machen vermochten. Unendlich viele fürſtliche Perſonen kamen durch Bologna, und verſäumten nicht, ihr Bildniß von Franceſco zeichnen, und nachher in Metall ſchneiden und prägen zu laſſen.

Aber Franceſco's ewig beweglicher, feuriger Geiſt ſtrebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und je mehr ſeine heiße Ehrbegier geſättigt ward, deſto ungeduldiger ward er, ſich eine ganz neue, noch unbetretene Bahn zum Ruhme aufzuſchließen. Schon vierzig Jahre alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunſt; er übte ſich mit unbezwinglicher Geduld im Pinſel, und richtete ſein ganzes Nachdenken auf das Studium der Kompoſition im Großen, und des Effektes der Farben. Und es war außerordentlich, wie ſchnell es ihm gelang, Werke hervorzubringen, die ganz Bologna in Verwunderung ſetzten. Er ward in der That ein vorzüglicher Mahler; denn wenn er auch mehrere Mitſtreiter hatte, und ſelbſt der göttliche Raphael zu der Zeit in Rom arbeitete, ſo konnte man immer mit Recht auch ſeine Werke zu den vor-

nehmſten rechnen. Denn allerdings iſt die Schönheit in der Kunſt nicht etwas ſo armes und dürftiges, daß *eines* Menſchen Leben ſie erſchöpfen könnte; und ihr Preis iſt kein Loos, das nur allein auf Einen Auserwählten fällt: ihr Licht zerſpaltet ſich vielmehr in tauſend Strahlen, deren Wiederſchein auf mannigfache Weiſe von den großen Künſtlern, die der Himmel auf die Welt geſetzt hat, in unſer entzücktes Auge zurückgeworfen wird.

Franceſco lebte grade unter der erſten Generation der edlen italieniſchen Künſtler, welche um ſo größere und allgemeinere Achtung genoſſen, da ſie auf den Trümmern der Barbarey ein ganz neues, glänzendes Reich ſtifteten; und in der Lombardey war grade Er der Stifter, und gleichſam der erſte Fürſt dieſer neugegründeten Herrſchaft. Seine geſchickte Hand vollendete eine unzählbare Menge von herrlichen Gemählden, die nicht nur durch die ganze Lombardey, (in welcher keine Stadt von ſich nachſagen laſſen wollte, daß ſie nicht wenigſtens *eine* Probe ſeiner Arbeit beſäße,) ſondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die ſo glücklich waren ſie zu betrachten, ſeinen Ruhm laut verkündigten. Die italieniſchen Fürſten und Herzoge waren eiferſüchtig, Bilder von ihm zu beſitzen; und von allen Seiten ſtröhmten ihm Lobſprüche zu. Reiſende

verpflanzten ſeinen Namen aller Orten wo ſie hingelangten, und der ſchmeichelhafte Wiederhall ihrer Reden tönte in ſein Ohr zurück. Bologneſer, die Rom beſuchten, prieſen ihren vaterländiſchen Künſtler dem Raphael, und dieſer, der auch einiges von ſeinem Pinſel geſehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen, mit der ihm eigenthümlichen ſanften Leutſeligkeit, ſeine Achtung und Zuneigung. Die Schriftſteller der Zeit konnten ſich nicht enthalten, ſein Lob in alle ihre Werke einzuflechten; ſie richten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählen mit wichtiger Miene, daß er wie ein Gott verehrt ſey. Einer von ihnen*) ſogar iſt kühn genug, zu ſchreiben, daß Raphael, auf den Anblick ſeiner Madonnen, die Trockenheit, die ihm noch von der Schule von Perugia angeklebt, verlaſſen, und einen größeren Styl angenommen habe.

Was konnten dieſe wiederhohlten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüth unſers Franceſco haben, als daß ſein lebhafter Geiſt ſich zu dem edelſten Künſtlerſtolze empor hob, und er an einen himmliſchen Genius in ſeinem Inneren zu glauben anfing. Wo findet man jetzt dieſen erhabenen Stolz? Vergebens ſucht man ihn unter den Künſtlern unſrer Zeiten, welche wohl auf ſich eitel, aber nicht ſtolz auf ihre Kunſt ſind.

*) Cavazzone.

Raphael war der einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Mahlern allenfalls für ſeinen Nebenbuhler gelten ließ. Er war indeß nie ſo glücklich geweſen, ein Bild von ſeiner Hand zu ſehen, denn er war in ſeinem Leben nie weit von Bologna gekommen. Doch hatte er, nach vielen Beſchreibungen, ſich in der Idee von der Manier des Raphaels ein feſtes Bild gemacht, und ſich, beſonders auch durch deſſen beſcheidenen und ſehr gefälligen Ton gegen ihn in ſeinen Briefen, feſt überzeugt, daß er ſelber ihm in den meiſten Stücken gleich komme, und es in manchen wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit ſeinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu ſehen.

Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht ertheilte, er habe eben ein Altargemählde von der heiligen Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des heiligen Johannes zu Bologna beſtimmt ſey; und dabey ſchrieb er, er werde das Stück an ihn, als ſeinen Freund, ſenden, und bat, daß er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf ſeiner Stelle gehörig aufrichten zu laſſen, auch, wenn es auf der Reiſe irgendwo beſchädigt ſey, oder er ſonſt im Bilde ſelbſt irgend ein Verſehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu beſſern und nachzuhelfen. Dieſer Brief, worin ein Raphael

demüthig ihm den Pinſel in die Hände gab, ſetzte ihn außer ſich ſelbſt, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er wußte nicht, was ihm bevorſtand!

Einſt, als er von einem Ausgange nach Hauſe kam, eilten ſeine Schüler ihm entgegen, und erzählten ihm mit großer Freude, das Gemählde vom Raphael ſey indeß angekommen, und ſie hätten es in ſeinem Arbeitszimmer ſchon in das ſchönſte Licht geſtellt. Franceſco ſtürzte, außer ſich, hinein. —

Aber wie ſoll ich der heutigen Welt die Empfindungen ſchildern, die der außerordentliche Mann beym Anblick dieſes Bildes ſein Inneres zerreißen fühlte. Es war ihm, wie einem ſeyn müßte, der voll Entzücken ſeinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte, und ſtatt deſſen auf einmal einen Engel des Lichts vor ſeinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als ſänke er in voller Zerknirſchung des Herzens vor einem höheren Weſen in die Kniee.

Vom Donner gerührt ſtand er da; und ſeine Schüler drängten ſich um den alten Mann herum, und hielten ihn, fragten ihn, was ihn befallen habe? und wußten nicht was ſie denken ſollten.

Er hatte ſich etwas erhohlt, und ſtarrte immerfort das über alles göttliche Bild an. Wie war

er auf einmal von ſeiner Höhe gefallen! Wie ſchwer mußte er die Sünde büßen, ſich allzu vermeſſen bis an die Sterne erhoben, und ſich ehrſüchtig über Ihn, den unnachahmlichen Raphael, geſetzt zu haben. Er ſchlug ſich vor ſeinen grauen Kopf, und weinte bittere, ſchmerzende Thränen, daß er ſein Leben mit eitelm, ergeizigen Schweiße verbracht, und ſich dabey nur immer thörichter gemacht habe, und nun endlich, dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf ſein ganzes Leben als auf ein elendes, unvollendetes Stümperwerk zurückſehen müſſe. Er hob mit dem erhobenen Antlitz der heiligen Cäcilia auch ſeine Blicke empor, zeigte dem Himmel ſein wundes, reuiges Herz, und betete gedemüthigt um Vergebung.

Er fühlte ſich ſo ſchwach, daß ſeine Schüler ihn ins Bett bringen mußten. Beym Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige ſeiner Gemählde, und beſonders ſeine ſterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen; und er verging faſt vor Schmerz.

Von der Zeit an war ſein Gemüth in beſtändiger Verwirrung, und man bemerkte faſt immer eine gewiſſe Abweſenheit des Geiſtes bey ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geiſtes, welcher ſo lange in immer angeſtrengter Thätigkeit bey der Schöpfung von ſo tauſenderley Geſtalten geweſen war, traten hinzu, um das Haus

ſeiner Seele von Grund aus zu erſchüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die ſich von jeher in ſeinem mahleriſchen Sinn bewegt hatten, und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, fuhren jetzt, mit verzerrten Zügen, durch ſeine Seele, und waren die Plagegeiſter, die ihn in ſeiner Fieberhitze ängſtigten. Ehe ſeine Schüler es ſich verſahen, fanden ſie ihn todt im Bette liegen. —

So ward dieſer Mann erſt dadurch recht groß, daß er ſich ſo klein gegen den himmliſchen Raphael fühlte. Auch hat ihn der Genius der Kunſt, in den Augen der Eingeweihten, längſt heilig geſprochen, und ſein Haupt mit dem Strahlenkreiſe umgeben, der ihm als einem ächten Märtyrer des Kunſtenthuſiasmus gebührt. —

Die obige Erzählung von dem Tode des Franceſco Francia hat uns der alte Vaſari überliefert, in welchem der Geiſt der Urväter der Kunſt noch wehte.

Diejenigen kritiſchen Köpfe, welche an alle außerordentliche Geiſter, als an übernatürliche Wunderwerke, nicht glauben wollen noch können, und die ganze Welt gern in Proſa auflöſen möchten, ſpotten über die Mährchen des alten ehrwürdigen Chroniſten der Kunſt, und erzählen dreiſt, Franceſco Francia ſey an Gift geſtorben.

Der Schüler und Raphael.

Zu jener Zeit, als die bewundernde Welt noch Raphael unter ſich leben ſah, — deſſen Nahme nicht leicht über meine Lippen geht, ohne daß ich ihn unwillkührlich den Göttlichen nenne, — zu jener Zeit, — o wie gern gäb' ich alle Klugheit und Weisheit der ſpätern Jahrhunderte hin, um in jenem geweſen zu ſeyn! — lebte in einem kleinen Städtchen des Florentiniſchen Gebiets ein junger Menſch, den wir Antonio nennen wollen, welcher ſich in der Mahlerkunſt übte. Er hatte von Kindheit auf, einen recht eifrigen Trieb zur Mahlerey, und zeichnete als Knabe ſchon alle Heiligenbilder ämſig nach, die ihm in die Hände fielen. Aber bey aller Stetigkeit ſeines Eifers und ſeiner recht eiſernen Begier, irgend etwas Vortreffliches hervorzubringen, beſaß er zugleich eine gewiſſe Blödigkeit und Eingeſchränktheit des Geiſtes, bey welcher die Pflanze der Kunſt immer einen unterdrückten und gebrechlichen Wuchs behält, und nie frey und geſund zum Himmel emporſchießen kann: eine unglückliche Conſtellation der Gemüthskräfte, welche ſchon manche Halbkünſtler auf die Welt geſetzt hat.

Antonio hatte ſich ſchon nach verſchiedenen Meiſtern ſeiner Zeit geübt, und es war ihm ſo weit gelungen, daß ihm ſelber die Aehnlichkeit ſeiner Nachahmungen ungemeines Vergnügen machte, und er über ſeine allmähligen Fortſchritte ſehr genaue Rechnung hielt. Endlich ſah er einige Zeichnungen und Gemählde Raphaels; er hatte ſeinen Nahmen ſchon oft mit großen Lobeserhebungen ausſprechen hören, und er ſchickte ſich den Augenblick an, nach den Werken dieſes hochgeprieſenen Mannes zu arbeiten. Als er aber mit ſeinen Kopieen gar nicht zu Stande kommen konnte, und nicht wußte, woran es lag, legte er ungeduldig den Pinſel aus der Hand, beſann ſich was er thun wollte, und ſetzte endlich folgendes Schreiben auf:

„An den allervortrefflichſten Mahler,
Raphael von Urbino."

„Vergebt mir, daß ich nicht weiß, wie ich Euch anreden ſoll, denn Ihr ſeyd ein unbegreiflicher und außerordentlicher Mann; und ich bin überdies gar nicht geübt, die Feder zu führen. Ich habe auch lange bey mir überlegt, ob es wohl ſchicklich ſey, daß ich Euch ſchriebe, ohne Euch von Perſon jemals geſehn zu haben. Aber da man ja überall von Eurer leutſeligen und freundlichen Gemüthsart reden hört, ſo habe ich mich es endlich unterſtanden."

„Doch ich will Euch Eure koſtbare Zeit nicht mit vielen Worten rauben, denn ich kann mir denken, wie fleißig Ihr ſeyn müßt; ſondern ich will nur gleich mein Herz vor Euch aufſchließen, und Euch meine Bitte recht angelegentlich vortragen.“

„Ich bin ein junger Anfänger in der vortrefflichen Mahlerkunſt, welche ich über alles liebe, und welche mein ganzes Herz erfreut, ſo daß ich faſt nicht glauben kann, daß, wenn ich, (wie es natürlich iſt,) Euch und andre berühmte Meiſter dieſer Zeiten ausnehme, irgend jemand anders ſolche innerliche Liebe, und ſo einen unaufhörlichen Drang zu der Kunſt trüge. Ich beſtrebe mich aufs allerbeſte, dem Ziel, das ich in der Entfernung vor mir ſehe, immer ein wenig näher zu rücken; ich bin keinen Tag, ja, ich möchte beynahe ſagen, keine Stunde müßig; und ich merke, daß ich jeden Tag, ſo wenig es auch ſeyn mag, weiter komme. Nun habe ich mich ſchon nach vielen unſrer heutiges Tages berühmten Männer wohl geübt; aber da ich angefangen habe, Eure Arbeiten nachzumahlen, iſt es mir geweſen, als wenn ich gar nichts wüßte, und noch einmal von vorn anfangen ſollte. Ich habe doch ſchon ſo manchen Kopf auf der Tafel zu Stande gebracht, woran weder in den Umriſſen, noch in den Lichtern und Schatten etwas Falſches oder Unrechtliches ge-

funden werden mochte; aber wenn ich die Köpfe Eurer Apoſtel und Jünger Chriſti, ſo wie Eurer Madonnen und Chriſtkindlein, auch Zug für Zug auf meine Tafel übertrage, mit ſolcher Pünktlichkeit, daß mir die Augen brechen möchten, — und ich denn das Ganze überſehe, und es mit dem Original vergleiche, ſo bin ich erſchrocken, daß es himmelweit davon entfernt, und ein ganz anderes Geſicht iſt. Und doch ſehen Eure Köpfe, wenn man ſie zum erſtenmal betrachtet, beynahe leichter aus, als andre; denn ſie haben ein gar zu natürliches Anſehen, und es iſt, als wenn man darin die Perſonen, die es ſeyn ſollen, gleich erkennte, und als wenn man ſie ſchon lebendig geſehen hätte. Auch finde ich bey Euch nicht eben ſolche ſchwere und außerordentliche Verkürzungen der Glieder, womit wohl andre Meiſter heutiges Tages die Vollkommenheit ihrer Kunſt zu zeigen, und uns arme Schüler zu quälen pflegen."

„Darum, ſo viel ich auch immer nachgegrübelt habe, weiß ich mir doch durchaus das Beſondere nicht zu erklären, was Eure Bilder an ſich haben, und kann gar nicht ergründen, worin es eigentlich liegt, daß man Euch nicht recht nachahmen, und Euch nie ganz und gar erreichen kann. O leiſtet mir hierin Euren Beyſtand, — ich bitte Euch dringend und flehentlich darum; und ſagt mir, (denn Ihr könnt es gewiß am beſten,) was ich

thun muß, um Euch nur einigermaßen ähnlich zu werden. O wie tief will ich mir das einprägen! wie eifrig will ich es befolgen! — Ich bin, — vergebt mir, — manchmal wohl gar darauf gefallen, Ihr müßtet irgend ein Geheimniß bey Eurer Arbeit beſitzen, wovon ſich kein anderer Menſch einen Begriff machen könnte. Gar zu gern möchte ich Euch nur einen halben Tag lang bey der Arbeit zuſehen; doch Ihr laßt vielleicht keinen dazu. Oder, wenn ich ein großer Herr wäre, würde ich Euch tauſend und tauſend Goldſtücke für Euer Geheimniß anbieten."

„Ach habt Nachſicht mit mir, daß ich mich unterſtehe, ſo vielerley vor Euch zu ſchwatzen. Ihr ſeyd ein außerordentlicher Mann, der wohl auf alle andre Menſchen mit Verachtung herunterſehen muß."

„Ihr arbeitet wohl Tag und Nacht, um ſo herrliche Sachen zuwege zu bringen; und in Eurer Jugend ſeyd Ihr ſicher in einem Tage ſo weit gekommen, als ich nicht in einem Jahre. Nun, ich will doch auch inskünftige meine Kräfte anſtrengen, ſo viel ich nur immer vermögend bin."

„Andere, die heller ſehen als ich, loben ja auch den Ausdruck in Euren Bildern über alles, und wollen behaupten, daß niemand ſo gut wie Ihr, gleichſam die Beſchaffenheit des Gemüths in den Perſonen vorzuſtellen wiſſe, ſo daß man aus ihren

Mienen und Gebehrden ſo zu ſagen ihre Gedanken errathen könnte. Doch, auf dieſe Sachen verſtehe ich mich nur noch wenig."

„Ich muß aber endlich aufhören Euch läſtig zu fallen. Ach was würde es mir für ein erquickender Troſt ſeyn, wenn Ihr auch nur mit wenigen Worten Euren Rath ertheilet

Eurem

Euch über alles verehrenden

Antonio."

So lautete Antonio's Sendſchreiben an Raphael; — und dieſer ſchrieb ihm lächelnd folgende Antwort:

„Mein guter Antonio,"

„Es iſt ſchön, daß Du ſo große Liebe zu der Kunſt trägſt, und Dich ſo fleißig übeſt; Du haſt mich ſehr damit erfreut. Aber was Du von mir zu wiſſen verlangſt, kann ich Dir leider nicht ſagen; nicht, weil es ein Geheimniß, das ich nicht verrathen wollte, — denn ich wollte es Dir und einem jeden von Grunde des Herzens gern mittheilen, — ſondern weil es mir ſelber unbekannt iſt."

„Ich ſehe Dir an, daß Du mir das nicht glauben willſt; und doch iſt es ſo. So wenig als einer Rechenſchaft geben kann, woher er eine rauhe oder eine liebliche Stimme habe, ſo wenig kann ich Dir ſagen, warum die Bilder, unter

meiner Hand, grade eine ſolche und keine andere Geſtalt annehmen."

„Die Welt ſucht viel Beſonderes in meinen Bildern; und wenn man mich auf dies und jenes Gute darin aufmerkſam macht, ſo muß ich manchmal ſelber mein Werk mit Lächeln betrachten, daß es ſo wohl gelungen iſt. Aber es iſt wie in einem angenehmen Traum vollendet, und ich habe während der Arbeit immer mehr an den Gegenſtand gedacht, als daran, wie ich ihn vorſtellen möchte."

„Wenn Du das, was Du etwa an meinen Arbeiten Eigenthümliches findeſt, nicht recht begreifen und nachahmen kannſt, ſo rathe ich Dir, lieber Antonio, Dir ſonſt einen oder den andern der mit Recht berühmten Meiſter jetziger Zeiten zum Muſter zu erwählen; denn ein jeder hat etwas Nachahmungswürdiges, und ich habe mich mit Nutzen nach ihnen gebildet, und nähre mein Auge noch immer mit ihren mannigfachen Vorzüglichkeiten. Daß ich nun jetzt aber gerade dieſe und keine andre Art zu mahlen habe, wie denn ein jeder ſeine eigene zu haben pflegt, das ſcheint meiner Natur von jeher ſchon ſo eingepflanzet; ich habe es nicht durch ſauren Schweiß errungen, und es läßt ſich nicht mit Vorſatz auf ſo etwas ſtudieren. Fahre indeſſen fort, Dich mit Liebe in der Kunſt zu üben, und lebe wohl."

Ein Brief
des
jungen Florentiniſchen Mahlers
Antonio
an ſeinen Freund Jacobo in Rom.

Geliebter Bruder,

WUNDRE Dich nicht, daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben, denn allerhand Beſchäftigungen haben mir meine Zeit unglaublich verkürzt. Aber jetzt will ich Dir öfter ſchreiben, weil ich Dir als meinem liebſten Freunde meine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen wünſche. Du kennſt meine Klagen, daß ich mich ſonſt immer als ein ganz unwürdiger, verlorner Schüler der edlen Mahlerkunſt fühlte; jetzt aber hat meine Seele einen wunderbaren, unbegreiflichen Schwung erhalten, ſo daß ich freyer und dreiſter Athem hohle, und nicht mehr mit ſo demuthsvollem Erröthen vor den Bildern der großen Meiſter da ſtehe.

Und wie ſoll ich Dir nun ſchildern, wie und wodurch ſich dieſes ereignet hat? Der Menſch iſt ſehr arm, lieber Jacobo; denn wenn er auch einen

recht koſtbaren Schatz im Buſen trägt, ſo muß er ihn wie ein Geiziger verſchließen, und kann ſeinem Freunde nichts davon mittheilen oder zeigen. Thränen, Seufzer, ein Händedruck ſind dann unſre ganze Sprache. So iſt es jetzt mit mir, und darum möcht' ich Dich jetzt vor mir haben, um Deine liebe Hand zu nehmen, und ſie auf mein pochendes Herz zu legen. — Ich weiß nicht, ob andre Menſchen ſchon ſo empfunden haben wie ich, — ob es ſchon andern gegönnt war, durch die Liebe einen ſo ſchönen Weg zur Anbetung der Kunſt zu finden. Denn wenn ein Wort meine Gefühle ausdrücken ſoll, ſo muß es Liebe ſeyn, die jetzt mein Herz und meinen Geiſt regiert.

Es iſt mir zu Muthe, als wenn ein Vorhang von meinem Leben hinweggezogen wäre, und ich nun erſt das zu ſehn bekäme, was die Menſchen immer die Natur und die Schönheit der Welt nennen. Alle Berge, alle Wolken, der Himmel und ſein Abendroth ſind jetzt anders und näher zu mir herabgezogen; mit Liebe und unausſprechlicher Sehnſucht möcht' ich jetzt Raphael umfangen, der nun unter den Engeln wohnt, weil er für uns und dieſe Erde zu gut und zu erhaben war: heiße Thränen der Begeiſterung, der reinſten Ehrfurcht treten in mein irdiſches Auge, und machen meinen Sinn himmliſchtrunken, wenn ich jetzt vor ſeinen Werken ſtehe, und ſie mir tief in

Sinn und Herz einpräge. Ich kann nun wohl ſagen, daß ich nun erſt fühle, was die Kunſt von allem übrigen Treiben und Arbeiten der ſterblichen Menſchen unterſcheidet; ich bin reiner und heiliger geworden, und darum bin ich nun erſt zu den heiligen Altären gelaſſen. Wie bet' ich jetzt die Mutter Gottes und die erhabenen Apoſtel in jenen begeiſterten Bildern an, die ich ſonſt nur mit kaltem Auge und halbgeübtem Pinſel Zug für Zug nachzeichnen wollte: — jetzt ſtehn mir die Thränen in den Augen, meine Hand zittert, mein innerſtes Herz iſt bewegt, ſo daß ich (möcht' ich ſagen) faſt ohne Bewußtſeyn die Farben auf die Leinwand trage, und dennoch geräth es mir ſo, daß ich hernach damit zufrieden bin. O wenn doch jetzt Raphael noch lebte, daß ich ihn ſehn, ihn ſprechen, ihm meine Gefühle ſagen könnte! Er muß ſie gekannt haben, denn ich finde ſie, ich finde mein ganzes Herz in ſeinen Werken wieder: alle ſeine Madonnen ſehn meiner geliebten Amalia ähnlich.

Auch fall' ich jetzt von ſelbſt auf große und recht dreiſte Erfindungen: ich habe ſchon einiges angefangen, und in manchen Stunden, wenn ich von der Mahlzeit aufſtehe, oder eben ein gleichgültiges Geſpräch geführt habe, erſtaune ich ſelbſt vor meinem verwegenen Unternehmen. Aber innerlich treibt mich dann mein Genius wieder an, ſo daß ich bey alle dem nicht den Muth verliere.

Wie unähnlich die zugeſchloſſene Knoſpe der prächtigen Lilie iſt, die wie ein großer ſilberner Stern auf ihrem dunkeln Stengel nach der Sonne blickt: ſo unähnlich bin ich mir ſelbſt, gegen meinen vormaligen Zuſtand. Ich will noch vieles und mit unermüdeten Kräften arbeiten.

Wenn ich ſchlafe, iſt der Nahme Amalie wie ein goldenes, ſchützendes Zelt über mir ausgeſpannt. Oft wache ich auf, weil ich dieſen Nahmen mit ſüßem Klange ausſprechen höre, als wenn mich eines von den Raphaelſchen Engelskindern neckend und liebkoſend riefe. Rieſelnde Töne ſchütten dann nach und nach die Lücke wieder zu, und holdſelige Träume laſſen ſich wieder mit leiſen Flügeln auf meine Augen herab. —

Ach, Jacobo, glaube mir, jetzt bin ich erſt recht Dein Freund, aber ſpotte nicht über

Deinen

glücklichen Antonio.

Jacob's Antwort.

Dein lieber Brief, mein ſehr theurer Antonio, hat eine freudige Rührung in mir verurſacht. Ich brauche Dir nicht Glück zu wünſchen, denn Du biſt jetzt wahrhaft glücklich, und es ſey ferne von mir, daß ich über Dich ſpotten könnte, denn dann verdiente ich nicht die Gnade des Himmels, der

mich zum Werkzeug ſeiner Verherrlichung, zum Künſtler auserkohren.

Ich begreife recht gut Deinen Trieb zur Arbeit und Deine ſtets rege Erfindſamkeit. Ich lobe, ja ich beneide Dich; aber Du wirſt es mir nicht übel deuten, wenn ich außerdem noch einige Worte hinzufüge: denn da ich ſo manches Jahr, ſo manche Erfahrung vor Dir voraus habe, möchte ich dadurch vielleicht ein Recht zum Reden haben.

Was Du mir da von der Kunſt ſchreibſt, will mir nicht ſo durchaus gefallen. Schon mancher iſt Deinen Weg gegangen, aber ich glaube nicht, daß der große Künſtler da ſtehn bleiben muß, wo Du jetzt ſtehſt. Die Liebe eröffnet uns freilich die Augen über uns ſelber und über die Welt, die Seele wird ſtiller und andächtiger, und aus allen Winkeln des Herzens brechen tauſend glimmende Empfindungen in hellen Flammen hervor: man lernt dann die Religion und die Wunder des Himmels begreifen, der Geiſt wird demüthiger und ſtolzer, und die Kunſt redet uns beſonders mit allen ihren Tönen bis in das innerſte Herz hinein. Aber nun kömmt der Künſtler gar zu leicht in Gefahr, ſich in jedem Kunſtwerke zu ſuchen, alle ſeine Empfindungen werden nach einer Richtung hinausſchweifen, und ſo opfert er denn ſein mannigfaltiges Talent einem einzigen Gefühle auf. Hüte Dich davor, lieber Antonio, weil Du

ſonſt zur engſten und am Ende unbedeutendſten Manier geführt werden kannſt. Jedes ſchöne Werk muß der Künſtler in ſich ſchon antreffen, aber nicht ſich mühſam darin aufſuchen; die Kunſt muß ſeine höhere Geliebte ſeyn, denn ſie iſt himmliſchen Urſprungs; gleich nach der Religion muß ſie ihm theuer ſeyn; ſie muß eine religiöſe Liebe werden, oder eine geliebte Religion, wenn ich mich ſo ausdrücken darf: — nach dieſer darf dann wohl die irdiſche Liebe folgen. Dann weht ein herrlicher, labender Wind alle Empfindungen, alle ſchöne Blumen in dieſes eroberte Land hinein, das mit Morgenroth überzogen, und von heiliger Wonne durchklungen iſt.

Deute mir dieſe meine Worte nicht übel, mein ungemein geliebter Antonio: meine Verehrung der Kunſt ſpricht ſo aus mir, und ſo wirſt Du denn alles zum Beſten auslegen. — Lebe wohl.

Das Muſter

eines

kunſtreichen und dabey tiefgelehrten Mahlers,

vorgeſtellt in dem Leben

des

Leonardo da Vinci,

berühmten Stammvaters der Florentiniſchen Schule.

DAS Zeitalter der Wiederaufſtehung der Mahlerkunſt in Italien hat Männer ans Licht gebracht, zu denen die heutige Welt billig wie zu Heiligen in der Glorie hinaufſehen ſollte. Von ihnen möchte man ſagen, daß ſie zuerſt die wilde Natur durch ihre Zauberkünſte bezwungen und gleichſam beſchworen, — oder auch, daß ſie zuerſt aus der verworrenen Schöpfung den Funken der Kunſt herausgeſchlagen hätten. Ein jeder von dieſen prangte mit eigenen, nahmhaften Vollkommenheiten, und es ſind im Tempel der Kunſt für viele von ihnen Altäre errichtet.

Ich habe mir aus dieſen für jetzt den berühmten Stammvater der Florentiniſchen Schule, den nie genug geprieſenen Leonardo da Vinci auserwählt, um ihn, wem daran gelegen iſt, als das

Muſter in einem wahrhaft gelehrten und gründlichen Studium der Kunſt, und als das Bild eines unermüdlichen, und dabey geiſtreichen Fleißes, darzuſtellen. An ihm mögen die lehrbegierigen Jünger der Kunſt erſehen, daß es nicht damit gethan ſey, zu einer Fahne zu ſchwören, nur ihre Hand in gelenkiger Führung des Pinſels zu üben, und mit einem leichten und flüchtigen After-Enthuſiasmus ausgerüſtet, gegen das tiefſinnige und auf das wahre Fundament gerichtete Studium zu Felde zu ziehen. Ein ſolches Beyſpiel wird ſie belehren, daß der Genius der Kunſt ſich nicht unwillig mit der ernſthaften Minerva zuſammen paart; und daß in einer großen und offenen Seele, wenn ſie auch auf Ein Hauptbeſtreben gerichtet iſt, doch das ganze, vielfachzuſammengeſetzte Bild menſchlicher Wiſſenſchaft ſich in ſchöner und vollkommener Harmonie abſpiegelt. —

Der Mann, von dem wir reden, erblickte das Licht der Welt in dem Flecken Vinci, welcher unten im Arno-Thale, unweit der prächtigen Stadt Florenz, belegen iſt. Seine Geſchicklichkeit und ſein Witz, die er von der Natur zum Erbtheil bekommen hatte, verriethen ſich, wie es bey ſolchen auserleſenen Geiſtern zu geſchehen pflegt, ſchon in ſeiner zarten Jugend, und ſahen durch die bunten Figuren, die ſeine kindiſche Hand ſpielend herausbrachte, deutlich hervor. Dies iſt wie das

erſte Sprudeln einer kleinen, muntern Quelle, welche nachher zum mächtigen und bewunderten Strohme wird. Wer es kennt, hält das Gewäſſer in ſeinem Laufe nicht zurück, weil es ſonſt durch Wall und Dämme bricht; ſondern läßt ihm ſeinen freyen Willen. So that Leonardo's Vater, indem er den Knaben ſeiner ihm von Natur eingepflanzten Neigung überließ, und ihn der Lehre des ſehr berühmten und verdienten Mannes, Andrea Verocchio zu Florenz, übergab.

Aber ach! wer kennt und wer nennt unter uns noch dieſe Nahmen, die damals wie funkelnde Sterne am Himmel glänzten? Sie ſind untergegangen, und es wird nichts mehr von ihnen gehört, — man weiß nicht ob ſie jemals waren.

Und dieſer Andrea Verocchio war keiner der gemeinſten. Er war dem heiligen Trifolium aller bildenden Künſte, der Mahler-, Bildner- und Baukunſt ergeben, — wie es denn dazumal nichts ungewöhnliches war, daß für eine ſolche dreyfache Liebe und Fähigkeit, eines Menſchen Geiſt Raum genug hatte. Außerdem aber war er in den mathematiſchen Erkenntniſſen bewandert, und auch ein eifriger Freund der Muſik. Es mag wohl ſeyn, daß deſſen Vorbild, welches ſich früh in die weiche Seele Leonardo's eindrückte, viel auf ihn gewirkt hat; indeß mußten die Keime doch auf dem Grunde ſeiner Seele liegen. Aber wer mag

überhaupt bey der Geſchichte der Ausbildung eines fremden Geiſtes alle die feinen Fäden zwiſchen Urſachen und Wirkungen auffinden, da die Seele während ihrer Handlungen ſich dieſes Zuſammenhanges ſelbſt nicht einmal immer bewußt iſt.

Zu Erlernung jeder bildenden Kunſt, ſelbſt wenn ſie ernſthafte oder trübſelige Dinge abſchildern ſoll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es ſoll ja durch allmählige mühſame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in ſich verſchloſſene Gemüther haben keinen Hang, keine Luſt, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth beſaß der Jüngling Leonardo da Vinci; und er übte ſich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und im Setzen der Farben, ſondern auch in der Bildhauerey, und zur Erhohlung ſpielte er auf der Geige, und ſang artige Lieder. Wohin alſo ſein vielbefaſſender Geiſt ſich auch wandte, ſo ward er immer von den Muſen und Grazien, als ihr Liebling, in ihrer Atmoſphäre ſchwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erhohlung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens. Von allen Beſchäftigungen aber lag die Mahlerey ihm zunächſt am Herzen; und zu ſeines Lehrers Beſchämung brachte er es darin nach kurzer Zeit ſo weit, daß er ihn ſelbſt übertraf.

Ein Beweis, daß die Kunſt ſich eigentlich nicht lernt, und nicht gelehrt wird, ſondern daß ihr Strohm, wenn er nur auf eine kurze Strecke geführt und gerichtet iſt, unbeherrſcht aus eigener Seele quillt.

Da ſeine Einbildung ſo fruchtbar und reich an allerley bedeutenden und ſprechenden Bildern war, ſo zeigte ſich in ſeiner lebhaften Jugend, wo alle Kräfte ſich mit Gewalt in ihm hervordrängten, ſein Geiſt nicht in gewöhnlichen, unſchmackhaften Nachahmungen, ſondern in außerordentlichen, reichen, ja faſt ausſchweifenden und ſeltſamen Vorſtellungen. So mahlte er einſt unſre erſten Vorältern im Paradieſe, welches er durch alle mögliche Arten wunderbarer und fremdgeſtalteter Thiere, und durch eine unendliche, mühſame Verſchiedenheit der Pflanzen und Bäume, ſo bereicherte und ausſchmückte, daß man über die Mannigfaltigkeit erſtaunen mußte, und ſeine Augen nicht von dem Bilde abziehen konnte. Noch wunderbarer war der Meduſenkopf, den er einſt auf ein hölzernes Schild für einen Bauern mahlte: er ſetzte ihn aus den Gliedern aller nur erſinnlichen häßlichen Gewürme und gräulicher Unthiere zuſammen, ſo daß man gar nichts Erſchrecklicheres ſehen mochte. Die Erfahrenheit der Jahre ordnete nachher dieſen wilden, üppigen Reichthum in ſeinem Geiſte.

Aber ich will zur Hauptſache eilen, und ver-

ſuchen, ob ich eine Abſchilderung von dem vielumfaſſenden Eifer dieſes Mannes geben kann.

In der Mahlerey trachtete er mit unermüdlicher Begier nach immer höheren Vollkommenheiten, und nicht in einer, ſondern in allen Arten; und mit dem Studium der Geheimniſſe des Pinſels verband er die fleißigſte Beobachtung, die, als ſein Genius, ihn durch alle Scenen des gewöhnlichen Lebens leitete, und ihn auf allen ſeinen Wegen, wo andre es nicht ahndeten, die ſchönſten Früchte für ſein Lieblingsfach einſammeln ließ. Alſo war er ſelber das größeſte Beyſpiel zu den Lehren, die er in ſeinem vortrefflichen Werke von der Mahlerey ertheilt, daß nämlich ein Mahler ſich allgemein machen ſolle, und nicht alle Dinge nach einem einzigen angewöhnten Handgriff, ſondern ein jedes nach ſeiner beſonderen Eigenthümlichkeit darſtellen müſſe; — und denn, daß man ſich nicht an einen Meiſter hängen, ſondern ſelbſt frey die Natur in allem ihren Weſen erforſchen ſolle, indem man ſonſt ein Enkel, nicht aber ein Sohn der Natur genannt zu werden verdiene.

Aus eben dieſer Schrift, der einzigen unter ſeinen gelehrten Arbeiten, die zu den Augen der Welt gelangt iſt, und die man mit Recht das goldene Buch des Leonardo nennen könnte, wird uns offenbar, wie tiefſinnig er immer die Lehren

und Regeln der Kunſt mit dem Ausüben derſelben verknüpfte. Die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers hatte er in allen nur erſinnlichen Wendungen und Stellungen, bis auf das kleinſte, ſo in ſeiner Gewalt, als wenn er ihn ſelber geſchaffen hätte; und immer ging er geradezu auf den beſtimmten Sinn und die körperliche ſowohl als geiſtige Bedeutung los, die in jeder Figur liegen ſollte. Denn billig muß, wie auch er ſelbſt in ſeinem Buche zu verſtehen giebt, ein jedes Kunſtwerk eine doppelte Sprache reden, eine des Leibes und eine der Seele. An einigen Orten in ſeinem Buche giebt er Anleitung, wie man eine Schlacht, einen Seeſturm, eine große Verſammlung mahlen ſolle; und da iſt ſeine Einbildung ſo thätig und wirkſam, daß ſie ſchnell die deutlichſten und ſprechendſten Züge in Worten zu einem auffallenden Ganzen zuſammenträgt.

Leonardo wußte, daß der Kunſtgeiſt eine Flamme von ganz anderer Natur iſt, als der Enthuſiasmus der Dichter. Es iſt nicht darauf angeſehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebähren; der Kunſtſinn ſoll vielmehr ämſig außer ſich herumſchweifen, und ſich um alle Geſtalten der Schöpfung mit behender Geſchicklichkeit herumlegen, und die Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geiſtes aufbewahren; ſo daß der Künſtler, wenn er die Hand zur Arbeit anſetzt, ſchon eine

Welt von allen Dingen in ſich finde. Leonardo ging nie, ohne ſeine Schreibtafeln bey ſich zu tragen; ſein begieriges Auge fand überall ein Opfer für ſeine Muſe. Dann kann man ſagen, daß man vom Kunſtſinne ganz durchglüht und durchdrungen ſey, wenn man ſo alles um ſich her ſeiner Hauptneigung unterthänig macht. Jeden kleinen Theil des menſchlichen Körpers, der ihm an irgend einem Vorübergehenden wohlgefiel, jede flüchtige reizende Stellung und Wendung haſchte er auf, und trug es ſeinem Schatze bey. Es gefielen ihm vorzüglich wunderliche Angeſichter mit beſonderen Haaren und Bärten; weswegen er ſolchen Leuten manchmal lange nachging, daß er ſie feſt in ſeinen Sinn faßte, da er ſie alsdann zu Hauſe ſo natürlich, als ob ſie ihm gegenwärtig geſeſſen hätten, hinmahlte. Auch wann zwey Perſonen, ohne daß ſie einen Zuſchauer zu haben glaubten, ganz unbefangen und ihrem Willen überlaſſen, mit einander ſprachen, oder wann ein heftiges Gezänk entſtand, oder ihm ſonſt menſchliche Affekten und Gemüthsbewegungen in ihrem vollen Leben und ihrer ganzen Kraft in den Weg kamen, ſo verſäumte er niemals, ſich die Umriſſe und die Zuſammenfügung der Theile zum Ganzen wohl zu merken. Auch betrachtete er, was manchem lächerlich vorkommen mag, oft lange und ganz in ſich verloren, altes Gemäuer, worauf die

Zeit mit allerley wunderbaren Figuren und Farben gespielt hatte, oder vielfarbige Steine mit irgend seltsamen Zeichnungen. Daraus sprang ihm dann, während des unverrückten Anschauens, manche schöne Idee von Landschaften, oder Schlachtgewimmel, oder fremden Stellungen und Gesichtern hervor. Darum giebt er auch in seinem Buche selbst die Regel, dergleichen zur Ergetzung fleißig zu betrachten, weil der Geist durch dergleichen verwirrte Dinge zu Erfindungen aufgemuntert werde. — Man sieht, wie der ungemeine und von keinem nach ihm erreichte Geist des Leonardo, aus allen Dingen, auch den geringgeachtesten und kleinsten, Gold zu ziehen wußte.

In der Wissenschaft seiner Kunst war vielleicht nie ein Mahler erfahrner und gelehrter als er. Die Kenntniß der inneren Theile des menschlichen Körpers und des ganzen Räder- und Hebelwerks dieser Maschine, — die Kenntniß des Lichts und der Farben, und wie beyde auf einander wirken, und sich eines mit dem andern vermählt, — die Lehre von den Verhältnissen, nach welchen die Dinge in der Entfernung kleiner und schwächer erscheinen; — alle diese Wissenschaften, welche in der That zu dem wahren, ursprünglichen Fundamente der Kunst gehören, hatte er bis in ihre tiefsten Abgründe durchdrungen.

Wie aber schon erwähnt ist, so war er nicht

bloß ein großer Mahler, ſondern auch ein guter Bildhauer, wie auch ein anſehnlicher Baumeiſter. Er war in allen Zweigen der mathematiſchen Wiſſenſchaften erfahren; ein tiefer Kenner der Muſik, ein angenehmer Sänger und Spieler auf der Geige, und ein ſinnreicher Dichter. Kurz, wenn er in den fabelhaften Zeiten gelebt hätte, ſo wäre er unfehlbar für ein Sohn des Apollo gehalten worden. Ja, er hatte ſeine Luſt daran, ſich in allerley Fertigkeiten, wenn ſie auch ganz außer ſeinem Wege lagen, hervorzuthun. So war er im reiten und regieren der Pferde, ſo wie auch in der Führung des Degens ſo wohl geübt, daß ein Unwiſſender hätte meynen ſollen, er habe ſein ganzes Leben hindurch dieſem allein obgelegen. Mit wunderbaren mechaniſchen Kunſtſtücken, und mit den geheimen Kräften der Naturkörper war er ſo vertraut, daß er einſt, bey einer feyerlichen Gelegenheit, die Figur eines Löwen von Holz machte, welcher ſich ſelbſt bewegte; und ein andermal hatte er aus einem gewiſſen dünnen Zeuge kleine Vögel gebildet, welche von ſelbſt frey in die Luft emporſchwebten. So hatte ſein Geiſt einen angebohrnen Reiz, immer etwas Neues zu erſinnen, der ihn in beſtändiger Thätigkeit und Anſtrengung erhielt. Alle ſeine Talente aber wurden durch edle und einnehmende Sitten, wie Edelgeſteine durch eine goldene Einfaſſung erhöht.

Und damit der außerordentliche Mann auch den gemeinſten und blödeſten Augen hervorſtechend und ausgezeichnet erſcheinen möchte, ſo hatte die freygebige Natur ihn ausdrücklich mit einer wunderbaren Leibesſtärke, und zu allem dem endlich mit einer ſehr ehrwürdigen Bildung, und einem Geſichte, das man lieben und verehren mußte, begabt.

Der forſchende Geiſt der ernſthaften Wiſſenſchaften ſcheinet dem bildenden Geiſte der Kunſt ſo ungleichartig, daß man faſt, dem erſten Anblicke nach, zwey verſchiedene Gattungen von Weſen für beyde glauben möchte. Und in der That ſind nur wenige Sterbliche ſo eingerichtet, daß ſie dieſem zwiefachen Genius opfern könnten. Welcher aber in ſeiner eigenen Seele die Heimath aller der Erkenntniſſe und Kräfte, worin ſonſt viele ſich theilen, findet, und weſſen Geiſt, mit gleichem Eifer und Glücke, durch Schlüſſe der Vernunft Wahrheiten ausrechnet, und Einbildungen ſeines inneren Sinnes durch Mühſamkeit der Hand in ſichtbare Darſtellungen hervordrängt: — ein ſolcher muß der ganzen Welt Erſtaunen und Bewunderung abnöthigen. Und wenn er überdies nicht bloß einer einzigen Kunſt ergeben iſt, ſondern mehrere in ſich vereinigt, ihre geheime Verwandtſchaft fühlt, und die göttliche Flamme, die in allen weht, in ſeinem Inneren empfindet;

ſo iſt dieſer Mann von der Hand des Himmels gewiß auf eine wunderbare Weiſe vor andern Menſchen hervorgehoben, und es werden viele mit ihren Gedanken nicht einmal an ihn heranreichen können. —

Der Hof des mayländiſchen Herzogs, Lodovico Sforza, war der Hauptſchauplatz, wo Leonardo da Vinci, als oberſter Vorſteher der Akademie, ſeine vielfachen Geſchicklichkeiten entfaltete. Hier zeigte er ſich in vortrefflichen Gemählden und Bildwerken; hier verbreitete er ſeinen guten Geſchmack in Gebäuden; er war förmlich unter der Zahl der Tonkünſtler als Spieler auf der Geige angeſtellt; er führte mit tiefer Einſicht den ſchweren Bau eines Waſſerkanals über Berge und Thäler, — und ſo ſtellte er bloß in ſeiner Perſon faſt eine ganze Akademie aller menſchlichen Erkenntniſſe und Fertigkeiten vor. Ehe er den Bau des Kanals übernahm, begab er ſich nach Valverola, dem Landſitz eines ſeiner angeſehenen Freunde, und legte ſich dort, unter Begünſtigung der ländlichen Muſe, mit großem Fleiß auf das Mathematiſche der Baukunſt. Auf dieſem ſtillen Landſitz brachte er nachher etliche Jahre zu, lag mit philoſophiſchem Geiſte den mathematiſchen, und allen nur irgend zu einer gründlichen Theorie der bildenden Künſte gehörigen Studien ob, und verlor ſich ganz in tiefſinnige Spekulationen. Das

Gepräge der in ſich gekehrten Weisheit trug er auch in ſeinem Aeußeren, indem er ſich Haar und Bart ſo lang hatte wachſen laſſen, daß er das Anſehen eines Einſiedlers hatte; — wie denn einige in ſeinem unermüdeten Fleiß auch den Bewegungsgrund finden wollen, daß er zeitlebens unverheirathet blieb. — Während des Aufenthaltes in ſeiner ländlichen Einſamkeit trug er nun auch die Reſultate ſeines Studiums, durch ſeinen Geiſt geſeigert und geläutert, und mit ſeinen eigenen ſehr ſcharfſinnigen Gedanken und Beobachtungen verſetzt, in ausführlichen Werken zuſammen, welche ſich, von ſeiner eigenen theuren Hand geſchrieben, noch itzt in dem großen ambroſianiſchen Bücherſchatze zu Mayland befinden.

Aber ach! es iſt auch dieſe, wie ſo manche andre uralte, mit ehrwürdigem Staube bedeckte Handſchrift in den Bücherſchätzen der Großen, ein unangerührtes Heiligthum, vor welchem die unverſtändigen Söhne unſers Zeitalters, höchſtens mit einer leeren Ehrfurchtsbezeugung, vorübergehn. Das Manuſcript wartet noch auf denjenigen, welcher den Geiſt des alten Mahlers, der darin verzaubert ſchläft, daraus erwecken, und aus den lange getragenen Banden erlöſen ſoll.

Alle die Schönheiten und das Vortreffliche in den vielen Gemählden unſers Leonardo aus einander zu ſetzen, iſt meine Feder nicht im Stande.

Sein berühmteſtes Bild iſt wohl die Vorſtellung des heiligen Abendmahles in dem Refektorium der Dominikaner zu Mayland. Man bewundert darin den ſeelenvollen Ausdruck in den Köpfen der Jünger Chriſti, wie jeder den Herrn zu fragen ſcheinet: Herr! bin ich's? Die alten Anekdotenſammler der Kunſt erzählen, daß Leonardo, nachdem er die übrigen Figuren vollendet, eine Weile gezögert, und immer bey ſich überlegt und nachgedacht, oder, (um vielleicht eigentlicher zu reden,) auf glückliche Eingebungen geharret habe, wie er das verrätheriſche Geſicht des Judas, und das erhabene Antlitz Jeſu, recht vollkommen ausdrücken ſolle; worauf der Prior des Kloſters einen einleuchtenden Beweis ſeines Unverſtandes gegeben, indem er ihn, wie einen Tagelöhner, über ſein Zögern zur Rede geſtellt habe.

Noch eines Gemähldes des Leonardo muß ich, eines merkwürdigen Umſtandes halber, gedenken. Ich meyne das Bildniß der Liſa del Giocondo, (der Gemahlinn des Franceſco,) an welchem er vier Jahre arbeitete, ohne durch die ſorgfältigſte und feinſte Ausarbeitung jedes Härchens, den Geiſt und das Leben des Ganzen zu erſticken. So oft nun die edle Frau ihm zum Mahlen ſaß, rief er allemal einige Perſonen herzu, die ſie durch eine angenehme und muntre Muſik auf Inſtrumenten, mit der menſchlichen Stimme begleitet,

aufheitern mußten. Ein ſehr ſinnreicher Einfall, wegen deſſen ich den Leonardo immer bewundert habe. Er wußte nur zu wohl, daß bey Perſonen, welche zum Mahlen ſitzen, ſich gewöhnlich eine trockene und leere Ernſthaftigkeit auf ihrem Geſichte einzufinden pflegt, und daß eine ſolche Miene, wenn ſie im Gemählde in bleibenden Zügen feſtgehalten wird, ein ungefälliges oder wohl gar finſteres Anſehen gewinnt. Dagegen kannte er die Wirkung einer fröhlichen Muſik, wie ſie ſich in den Mienen des Geſichts abſpiegelt, wie ſie alle Züge auflöſt, und in ein lieblicheſ, reges Spiel ſetzt. So trug er die ſprechenden Reize des Antlitzes lebendig auf die Tafel über, und wußte bey Ausübung der einen Kunſt ſich der andern ſo glücklich als Gehülfinn zu bedienen, daß dieſe auf jene ihren Wiederſchein warf.

Wie viele geſchickte Mahler aus des Leonardo Schule ausgegangen, und wie angeſehen und allgemein verehrt er in ſeinem Leben war, läßt ſich gedenken. Als er einſt in einem Kloſter vor Florenz nur den Entwurf zu einem großen Altarblatte gemacht hatte, ward der Ruf dieſes Entwurfs ſo groß, daß zwey Tage lang eine Menge Volk aus der Stadt dahin wallfahrtete, und man hätte meynen ſollen, es würde ein Feſt oder eine Proceſſion gehalten.

In Florenz hatte Leonardo da Vinci ſich wieder

aufgehalten, ſeitdem, in den kriegeriſchen Zeiten von Italien, der Herzog Lodovico Sforza von Mayland eine gänzliche Niederlage erlitten hatte, und die Akademie zu Mayland ganz zerſtiebt war. In ſeinem hohen Alter ward er noch von König Franz dem Erſten, aus Florenz nach Frankreich berufen.

Der Monarch ſchätzte ihn über alles hoch, und empfing den alten fünf und ſiebzigjährigen Mann mit beſonderer Freundlichkeit und Achtung. Allein es war ihm nicht beſchieden, ſein Leben in dem ihm neuen Lande noch hoch zu bringen. Die Beſchwerlichkeiten der Reiſe und die Verſchiedenheit der Landesart mußten ihm die Krankheit zugezogen haben, die ihn nicht lange nach ſeiner Ankunft befiel. Der König beſuchte ihn fleißig in ſeiner Krankheit, und bezeigte ſich ſehr beſorgt um ihn. Als er einſt auch zu ihm kam, an ſein Lager trat, und der alte Mann ſich im Bette aufrichten wollte, um dem Könige für ſeine Gnade zu danken, ward er unvermerkt von einer Schwachheit überfallen, — der König unterſtützte ihn mit ſeinen Armen, — aber der Athem ging ihm aus, — und der Geiſt, der ſo viele und große Dinge gewirkt hatte, welche noch jetzt in ihrer Vollkommenheit beſtehen, war durch einen einzigen Hauch, wie ein Blatt von der Erde, weggeweht. —

Wenn der Glanz der Kronen das Licht iſt,

welches das Gedeihen der Künſte vorzüglich befördert, ſo kann man die Scene, die an dem Ende von Leonardo's Leben ſteht, gewiſſermaßen als eine Apotheoſe des Künſtlers anſehen; in den Augen der Welt wenigſtens mußte es für alle Thaten des großen Mannes ein würdiger Lohn erſcheinen, in den Armen eines Königs zu erblaſſen. — —

Man wird mich nun vielleicht fragen: Ob ich denn nun dieſen hier ſo hochgeprieſenen Leonardo da Vinci als den vortrefflichſten, und als das Haupt aller Mahler aufſtellen, und alle Schüler auffordern wollte, daß ſie gerade ſo zu werden ſtreben ſollten, wie er?

Aber anſtatt zu antworten, frage ich wieder: Ob es denn nicht erlaubt ſey, ſeinen Blick einmal abſichtlich auf den großen und betrachtungswürdigen Geiſt eines einzigen Mannes zu beſchränken, um ſeine eigenthümlichen Vortrefflichkeiten einmal recht für ſich, in ihrem Zuſammenhange zu überſchauen? — und ob man wohl ſo dreiſt, mit der anmaßenden Strenge eines Richteramtes, die Künſtler nach Maaß und Gewicht ihrer Verdienſte in Reih' und Glied ſtellen könne, wie die Lehrer der Moral tugend- und laſterhafte Menſchen, nach genauen Regeln des Ranges, über- und untereinander zu ſetzen ſich vermeſſen?

Ich meyne, man könne Geiſter von ſehr ver-

ſchiedener Beſchaffenheit, die beyde große Eigenſchaften haben, beyde bewundern. Die Geiſter der Menſchen ſind eben ſo unendlich-mannigfaltig, als es ihre Geſichtsbildungen ſind. Und nennen wir nicht das ehrwürdige, faltenreiche, weisheitsvolle Antlitz des Greiſes eben ſo wohl ſchön, als das unbefangene, Empfindung-athmende, zauberhafte Geſicht der Jungfrau?

Allein bey dieſer bildlichen Vorſtellung möchte mir jemand ſagen: Wenn aber das Loſungswort Schönheit ertönt, drängt ſich dir da nicht unwillkührlich aus innerer Seele das letztere Bild, das Bild der Venus Urania in deinem Buſen hervor?

Und hierauf weiß ich freylich nichts zu antworten.

Wer bey meinem zwiefachen Bilde, wie ich, an den Geiſt des Mannes, den wir eben geſchildert haben, und an den Geiſt desjenigen, den ich den Göttlichen zu nennen pflege, gedenkt, wird in dieſer Gleichnißrede vielleicht Stoff zum Nachſinnen finden. Dergleichen Phantaſeyen, die uns in den Sinn kommen, verbreiten oftmals auf wunderbare Weiſe ein helleres Licht über einen Gegenſtand, als die Schlußreden der Vernunft; und es liegt neben den ſogenannten höheren Erkenntnißkräften ein Zauberſpiegel in unſrer Seele, der uns die Dinge manchmal vielleicht am kräftigſten dargeſtellt zeigt. —

Zwey Gemählde[ſ]childerungen.

EIN ſchönes Bild oder Gemählde iſt, meinem Sinne nach, eigentlich gar nicht zu beſchreiben; denn in dem Augenblicke, da man mehr als ein einziges Wort darüber ſagt, fliegt die Einbildung von der Tafel weg, und gaukelt für ſich allein in den Lüften. Drum haben die alten Chronikenſchreiber der Kunſt mich ſehr weiſe gedünket, wenn ſie ein Gemählde bloß: ein vortreffliches, ein unvergleichliches, ein über alles herrliches nennen; indem es mir unmöglich ſcheint, mehr davon zu ſagen. Indeſſen iſt es mir beygefallen, ein paar Bilder einmal auf die folgende Art zu ſchildern, wovon ich die zwey Proben, die mir von ſelbſt in den Sinn gekommen ſind, um der eignen Art willen, ohne daß ich dieſe Art für etwas ſehr Vorzügliches halten mag, doch zu Jedermanns Anſicht herſetzen will.

Erſtes Bild.

Die heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskinde, und der kleine Johannes.

Maria.

Warum bin ich doch ſo überſelig,
Und zum allerhöchſten Glück erleſen,

Das die Erde jemals tragen mag?
Ich verzage bey dem großen Glücke,
Und ich weiß nicht Dank dafür zu ſagen,
Nicht mit Thränen, nicht mit lauter Freude.
Nur mit Lächeln und mit tiefer Wehmuth
Kann ich auf dem Götterkinde ruhen,
Und mein Blick vermag es nicht, zum Himmel,
Und zum güt'gen Vater aufzuſteigen.
Nimmer werden meine Augen müde,
Dieſes Kind, das mir im Schooße ſpielet,
Anzuſehn mit tiefer Herzensfreude.
Ach! und welche fremde, große Dinge,
Die das unſchuldvolle Kind nicht ahndet,
Leuchten aus den klugen blauen Augen,
Und aus all' den kleinen Gaukeleyen!
Ach! ich weiß nicht was ich ſagen ſoll!
Dünkt michs doch, ich ſey nicht mehr auf dieſer Erde,
Wenn ich in mir recht lebendig denke:
Ich, ich bin die Mutter dieſes Kindes.

Das Jeſuskind.

Hübſch und bunt iſt die Welt um mich her!
Doch iſt's mir nicht wie den andern Kindern,
Doch kann ich nicht recht ſpielen,
Nichts feſt angreifen mit der Hand,
Nicht lautjauchzend frohlocken.
Was ſich lebendig
Vor meinen Augen regt und bewegt,
Kommt mir vor, wie vorbeygehend Schattenbild

Und artiges Blendwerk.
Aber innerlich bin ich froh,
Und denke mir innerlich ſchönere Sachen,
Die ich nicht ſagen kann.

Der kleine Johannes.

Ach! wie bet' ich es an, das Jeſuskindlein!
Ach wie lieblich und voller Unſchuld
Gaukelt es in der Mutter Schooß! —
Lieber Gott im Himmel, wie bet' ich heimlich zu Dir,
Und danke Dir,
Und preiſe Dich um Deine große Gnade,
Und flehe Deinen Segen herab auch für mich!

Zweytes Bild.

Die Anbetung der drey Weiſen aus dem Morgenlande.

Die drey Weiſen.

Siehe! aus dem fernen Morgenlande
Kommen wir, vom ſchönen Stern geführet,
Wir, drey Weiſen aus dem fernen Lande,
Wo die Sonn' in ihrer Pracht hervorgeht.
Lange Jahre haben wir nach Weisheit,
Nach der Weisheit Urquell hingetrachtet,
Haben viel erdacht in unſerm Geiſte;

Und dabey hat uns der Herr der Dinge
Kron' und Zepter gnädiglich verliehen,
Und bey unſrer langen Geiſtesarbeit
Uns mit ſilberweißem Haupt geſegnet.
Doch, wir kommen jetzt dahergezogen,
Aus dem Lande, wo die Sonn' emporſteigt,
Um die ganze Weisheit unſrer Jahre,
Unſre ganze Wiſſenſchaft und Kenntniß,
Ach! vor Dir, Du wunderbares Kindlein,
Demuthvoll hier in den Staub zu legen,
Und in unſern goldnen Königsmänteln,
Und mit unſern ſilberweißen Häuptern,
Ehrfurchtsvoll uns hier vor Dir zu beugen,
Hier zu huldigen und anzubeten.
Und zum Zeichen unſrer tiefen Ehrfurcht
Bringen wir Dir Myrrhen, Gold und Weihrauch,
Als ein würdig Opfer unſrer Andacht,
Wie wir es zu geben nur vermögen.

Maria.

Ach! preiſe, meine Seele, den Herrn!
Daß er mich ſo herrlich gemacht hat,
So hoch erhoben vor allem Volke!
Daß ich das Kindlein gebohren habe,
Das mir im Schooße ſpielet,
Das die Weiſen anzubeten
Aus dem fernen Morgenlande herziehn!
Ach! mein Auge vermag's nicht zu ertragen,
Und mein Herz bricht!

Alle tiefe Weisheit ihrer Jahre
Legen ſie vor dem Kindlein in den Staub:
Ihre Kniee gebeugt,
Ihre Häupter zur Erde geneigt,
Und am Boden liegen die goldnen Königsmäntel.
Gold, und Weihrauch, und Myrrhen
Bringen ſie zum Opfer;
Ach! dem Kind' ein groß und herrlich Opfer! —
O wie ſelig iſt die Mutter innerlich!
Aber ich vermag den weiſen Männern
Nicht für ihre große Huld zu danken,
Nicht den Blick zum Himmel aufzuheben.
Aber herrliche und große Dinge
Stehen innerlich mir im Gemüthe.

Das Jeſuskindlein.

Schön muß wohl das ferne Land ſeyn,
Wo die helle Sonn' emporſteigt;
Denn wie herrlich ſind die Männer!
Aber wie ſo alt und prächtig?
Ach! das iſt die tiefe Weisheit,
Daß ſie goldne Königsmäntel,
Silberweiße Häupter haben.
Und recht wunderbare Dinge
Haben ſie mir hergetragen!
Und doch knie'n ſie vor mir nieder, —
Seltſam ſcheinen mir die Männer,
Und ich weiß mir nicht zu ſagen,
Wie ich ſie recht nennen ſoll.

Einige Worte
über
Allgemeinheit, Toleranz
und
Menſchenliebe
in der Kunſt.

DER Schöpfer, welcher unſre Erde und alles was darauf iſt gemacht hat, hat das ganze Erdenrund mit Seinem Blick umfaßt, und den Strohm ſeines Segens über den ganzen Erdkreis ausgegoſſen. Aber aus Seiner geheimnißvollen Werkſtatt hat Er tauſenderley unendlich-mannigfaltige Keime der Dinge über unſre Kugel hergeſtreut, die unendlich-mannigfaltige Früchte tragen, und zu Seiner Ehre zu dem größeſten, bunteſten Garten hervorſchießen. Auf wunderbare Weiſe führt Er ſeine Sonne um den Erdball in gemeſſenen Kreiſen herum, daß ihre Strahlen in tauſend Richtungen zur Erde kommen, und unter jedem Himmelsſtriche das Mark der Erde zu verſchiedenartigen Schöpfungen auskochen und hervortreiben.

Mit gleichem Auge ruht Er in einem großen Moment auf dem Werk ſeiner Hände, und empfängt mit Wohlgefallen das Opfer der ganzen lebendigen und lebloſen Natur. Das Brüllen des Löwen iſt Ihm ſo angenehm wie das Schreyen des Rennthiers; und die Aloe duftet Ihm eben ſo lieblich als Roſe und Hyacinthe.

Auch der Menſch iſt in tauſendfacher Geſtalt aus Seiner ſchaffenden Hand gegangen: — die Brüder eines Hauſes kennen ſich nicht, und verſtehen ſich nicht; ſie reden verſchiedene Sprachen, und ſtaunen über einander: — aber Er kennt ſie alle, und freuet ſich aller; mit gleichem Auge ruht Er auf ſeiner Hände Werk, und empfängt das Opfer der ganzen Natur.

Auf mancherley Weiſe hört Er die Stimmen der Menſchen von den himmliſchen Dingen durcheinander reden, und weiß daß alle, — alle, wär' es auch wider ihr Wiſſen und Willen, — dennoch Ihn, den Unnennbaren, meynen.

So hört Er auch die innere Empfindung der Menſchen in verſchiedenen Zonen und in verſchiedenen Zeitaltern verſchiedene Sprachen reden, und hört, wie ſie mit einander ſtreiten und ſich nicht verſtehen: aber dem ewigen Geiſte löſt ſich alles in Harmonie auf; er weiß, daß ein jeder die Sprache redet, die Er ihm angeſchaffen hat, daß ein jeder ſein Inneres äußert wie er kann und

ſoll; — wenn ſie in ihrer Blindheit unter einander ſtreiten, ſo weiß und erkennet Er, daß für ſich ein jeglicher Recht hat; er ſieht mit Wohlgefallen auf jeden und auf alle, und freut ſich des bunten Gemiſches.

Kunſt iſt die Blume menſchlicher Empfindung zu nennen. In ewig wechſelnder Geſtalt erhebt ſie ſich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball mit allem was daran iſt, in ſeiner Hand hält, duftet auch von dieſer Saat nur ein vereinigter Wohlgeruch.

Er erblickt in jeglichem Werke der Kunſt, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmliſchen Funken, der, von Ihm ausgegangen, durch die Bruſt des Menſchen hindurch, in deſſen kleine Schöpfungen überging, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm iſt der gothiſche Tempel ſo wohlgefällig als der Tempel des Griechen; und die rohe Kriegsmuſik der Wilden iſt Ihm ein ſo lieblicher Klang, als kunſtreiche Chöre und Kirchengeſänge.

Und wenn ich nun von Ihm, dem Unendlichen, durch die unermeßlichen Räume des Himmels, wieder zur Erde gelange, und mich unter meinen Mitbrüdern umſehe, — ach! ſo muß ich laute Klagen erheben, daß ſie ihrem ewigen großen Vorbilde im Himmel ſo wenig ähnlich zu werden

ſich beſtreben. Sie zanken mit einander, und verſtehen ſich nicht, und ſehen nicht, daß ſie alle nach demſelben Ziele eilen, weil jeder mit feſtem Fuße auf ſeinem Standort ſtehen bleibt, und ſeine Augen nicht über das Ganze zu erheben weiß.

Blöden Menſchen iſt es nicht begreiflich, daß es auf unſerer Erdkugel Antipoden gebe, und daß ſie ſelber Antipoden ſind. Sie denken ſich den Ort, wo ſie ſtehen, immer als den Schwerpunkt des Ganzen, — und ihrem Geiſte mangeln die Schwingen, das ganze Erdenrund zu umfliegen, und das in ſich ſelbſt gegründete Ganze mit einem Blicke zu umſpielen.

Und eben ſo betrachten ſie ihr Gefühl als das Centrum alles Schönen in der Kunſt, und ſprechen, wie vom Richterſtuhle, über Alles das entſcheidende Urtheil ab, ohne zu bedenken, daß ſie niemand zu Richtern geſetzt hat, und daß diejenigen, die von ihnen verurtheilt ſind, ſich eben ſowohl dazu aufwerfen könnten.

Warum verdammt ihr den Indianer nicht, daß er indianiſch, und nicht unſre Sprache redet? —

Und doch wollt ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht ſolche Tempel baute, wie Griechenland? —

O ſo ahndet euch doch in die fremden Seelen hinein, und merket, daß ihr mit euren verkannten Brüdern die Geiſtesgaben aus derſelben Hand

empfangen habt! Begreifet doch, daß jedes Weſen nur aus den Kräften, die es vom Himmel erhalten hat, Bildungen aus ſich herausſchaffen kann, und daß einem jeden ſeine Schöpfungen gemäß ſeyn müſſen. Und wenn ihr euch nicht in alle fremde Weſen hineinzufühlen, und durch ihr Gemüth hindurch ihre Werke zu empfinden vermöget; ſo verſuchet wenigſtens, durch die Schlußketten des Verſtandes mittelbar an dieſe Ueberzeugung heranzureichen. —

Hätte die ausſäende Hand des Himmels den Keim deiner Seele auf die afrikaniſchen Sandwüſten fallen laſſen, ſo würdeſt du aller Welt das glänzende Schwarz der Haut, das dicke, ſtumpfe Geſicht, und die kurzen, krauſen Haare, als weſentliche Theile der höchſten Schönheit angepredigt, und den erſten weißen Menſchen verlacht oder gehaßt haben. Wäre deine Seele einige hundert Meilen weiter nach Oſten, auf dem Boden von Indien aufgegangen, ſo würdeſt du in den kleinen, ſeltſamgeſtalteten, vielarmigen Götzen den geheimen Geiſt fühlen, der, unſern Sinnen verborgen, darinnen weht, und würdeſt, wenn du die Bildſäule der mediciäiſchen Venus erblickteſt, nicht wiſſen was du davon halten ſollteſt. Und hätte es Demjenigen, in deſſen Macht du ſtandeſt und ſtehſt, gefallen, dich unter die Schaaren ſüdlicher Inſulaner zu werfen, ſo würdeſt du in jedem

wilden Trommelſchlag, und den rohen, gellenden Schlägen der Melodie, einen tiefen Sinn finden, von dem du jetzt keine Sylbe faſſeſt. Würdeſt du aber in irgend einem dieſer Fälle, die Gabe der Schöpfung oder die Gabe des Genuſſes der Kunſt, aus einer andern Quelle, als aus der ewigen und allgemeinen, der du auch jetzt alle deine Schätze verdankeſt, empfangen haben? —

Das Einmaleins der Vernunft folgt unter allen Nationen der Erde denſelben Geſetzen, und wird nur hier auf ein unendlich größeres, dort auf ein ſehr geringes Feld von Gegenſtänden angewandt. — Auf ähnliche Weiſe iſt das Kunſtgefühl nur ein und derſelbe himmliſche Lichtſtrahl, welcher aber, durch das mannigfach-geſchliffene Glas der Sinnlichkeit unter verſchiedenen Zonen ſich in tauſenderley verſchiedene Farben bricht.

Schönheit: ein wunderſeltſames Wort! Erfindet erſt neue Worte für jedes einzelne Kunſtgefühl, für jedes einzelne Werk der Kunſt! In jedem ſpielt eine andere Farbe, und für ein jedes ſind andere Nerven in dem Gebäude des Menſchen geſchaffen.

Aber ihr ſpinnt aus dieſem Worte, durch Künſte des Verſtandes, ein ſtrenges Syſtem, und wollt alle Menſchen zwingen, nach euren Vorſchriften und Regeln zu fühlen, — und fühlet ſelber nicht.

Wer ein Syſtem glaubt, hat die allgemeine

Liebe aus ſeinem Herzen verdrängt! Erträglicher noch iſt Intoleranz des Gefühls, als Intoleranz des Verſtandes; — Aberglaube beſſer als Syſtemglaube. —

Könnt ihr den Melancholiſchen zwingen, daß er ſcherzhafte Lieder und muntern Tanz angenehm finde? Oder den Sanguiniſchen, daß er ſein Herz den tragiſchen Schreckniſſen mit Freude darbiete?

O laſſet doch jedes ſterbliche Weſen und jedes Volk unter der Sonne bey ſeinem Glauben und ſeiner Glückſeligkeit! und freuet euch, wenn andere ſich freuen, — wenn ihr euch auch über das, was ihnen das liebſte und wertheſte iſt, nicht mit zu freuen verſteht.

Uns, Söhnen dieſes Jahrhunderts, iſt der Vorzug zu Theil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges ſtehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unſern Augen offenbar, um uns herum und zu unſern Füßen ausgebreitet liegen. So laſſet uns denn dieſes Glück benutzen, und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherſchweifen, und uns beſtreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menſchliche herauszufühlen. — —

Jegliches Weſen ſtrebt nach dem Schönſten: aber es kann nicht aus ſich herausgehen, und ſieht das Schönſte nur in ſich. So wie in jedes ſterb-

liche Auge ein anderes Bild des Regenbogens kommt, ſo wirft ſich jedem, aus der umgebenden Welt, ein anderes Abbild der Schönheit zurück. Die allgemeine, urſprüngliche Schönheit aber, die wir nur in Momenten der verklärten Anſchauung nennen, nicht in Worte auflöſen können, zeigt ſich Dem, der den Regenbogen, und das Auge, das ihn ſiehet, gemacht hat.

Ich habe meine Rede angefangen von Ihm, und ich kehre wieder zu Ihm zurück: — wie der Geiſt der Kunſt, — wie aller Geiſt von Ihm ausgeht, und durch die Atmosphäre der Erde, Ihm zum Opfer wieder entgegendringt. —

Ehrengedächtniß

unſers

ehrwürdigen Ahnherrn

Albrecht Dürers.

Von einem kunſtliebenden Kloſterbruder.

NÜRNBERG! du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gaſſen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväteriſchen Häuſer und Kirchen, denen die feſte Spur von unſrer alten vaterländiſchen Kunſt eingedrückt iſt! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine ſo derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen ſie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländiſchen Kunſt warſt, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunſtgeiſt in deinen Mauern lebte und webte: — da Meiſter Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen, Albrecht Dürer mit ſeinem Freunde, Wilibaldus Pirkheimer, und ſo viel andre hochgelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünſcht! Wie oft iſt ſie in

meinen Gedanken wieder von neuem vor mir hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Bücherſälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beym Dämmerlicht der kleinen, rundſcheibigen Fenſter ſaß, und über den Folianten des wackern Hans Sachs, oder über anderem alten, gelben, wurmgefreſſenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düſtern Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemahlte Fenſter all das Bildwerk und die Mahlereyen der alten Zeit wunderbar beleuchtet! — —

Ihr wundert euch wieder, und ſehet mich an, ihr Engherzigen und Kleingläubigen! O ich kenne ſie ja, die Myrthenwälder Italiens, — ich kenne ſie ja, die himmliſche Gluth in den begeiſterten Männern des beglückten Südens: — was ruft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimath der ſchönſten Stunden meines Lebens iſt! — ihr, die ihr überall Gränzen ſehet, wo keine ſind! Liegt Rom und Deutſchland nicht auf *einer* Erde? Hat der himmliſche Vater nicht *Wege* von Norden nach Süden, wie von Weſten nach Oſten über den Erdkreis geführt? Iſt ein Menſchenleben zu kurz? Sind die Alpen unüberſteiglich? — Nun ſo muß auch mehr als *eine* Liebe in der Bruſt des Menſchen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein traurender Geiſt auf der geweiheten Stätte vor deinen Mauern, Nürn-

berg; auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Albrecht Dürers ruhen, der einſt die Zierde von Deutſchland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen beſucht, unter zahlloſen Grabſteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunſt, bezeichnet iſt, und zwiſchen denen ſich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergeſſenen Gebeine unſers alten Albrecht Dürers, um deſſentwillen es mir lieb iſt, daß ich ein Deutſcher bin.

Wenigen muß es gegeben ſeyn, die Seele in deinen Bildern ſo zu verſtehen, und das Eigne und Beſondere darin mit ſolcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben ſcheinet; denn ich ſehe mich um, und finde wenige, die mit ſo herzlicher Liebe, mit ſolcher Verehrung vor dir verweilten, als ich.

Iſt es nicht, als wenn die Figuren in dieſen deinen Bildern wirkliche Menſchen wären, welche zuſammen redeten? Ein jeglicher iſt ſo eigenthümlich geſtempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeglicher ſo aus der Mitte der Natur genommen, daß er ganz und gar ſeinen Zweck erfüllt. Keiner iſt mit halber Seele da, wie man es öfters bey ſehr zierlichen Bildern neuerer Meiſter ſagen möchte; jeder iſt im vollen Leben ergriffen, und ſo auf die Tafel

hingeſtellt. Wer klagen ſoll, klagt; wer zürnen ſoll, zürnt; und wer beten ſoll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt ſich unnütz, oder bloß zum Augenſpiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, alles ſpricht uns gleichſam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht feſt im Gemüthe faſſen. Wir glauben alles, was der kunſtreiche Mann uns darſtellt; und es verwiſcht ſich nie aus unſerm Gedächtniß.

Wie iſt's, daß mir die heutigen Künſtler unſers Vaterlands ſo anders erſcheinen, als jene preiswürdigen Männer der alten Zeit, und du vornehmlich, mein geliebter Dürer? Wie iſt's, daß es mir vorkommt, als wenn ihr alle die Mahlerkunſt weit ernſthafter, wichtiger und würdiger gehandhabt hättet, als dieſe zierlichen Künſtler unſrer Tage? Mich dünkt, ich ſehe euch, wie ihr nachdenkend vor eurem angefangenen Bilde ſtehet, — wie die Vorſtellung, die ihr ſichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorſchwebt, — wie ihr bedächtlich überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuſchauer wohl am ſtärkſten und ſicherſten ergreifen, und ſeine Seele beym Anſehen am mächtigſten bewegen möchten, — und wie ihr dann, mit inniger Theilnahme und freundlichem Ernſt, die eurer lebendigen Einbildung befreundeten Weſen, auf

die Tafel treu und langsam auftraget. — Aber die Neueren scheinen gar nicht zu wollen, daß man ernsthaft an dem, was sie uns vorstellen, Theil nehmen solle; sie arbeiten für vornehme Herren, welche von der Kunst nicht gerührt und veredelt, sondern aufs höchste geblendet und gekitzelt seyn wollen; sie bestreben sich, ihr Gemählde zu einem Probestück von recht vielen lieblichen und täuschenden Farben zu machen; sie prüfen ihren Witz in Ausstreuung des Lichtes und Schattens; — aber die Menschenfiguren scheinen öfters bloß um der Farben und um des Lichtes willen, wahrlich ich möchte sagen, als ein nothwendiges Uebel im Bilde zu stehen.

Wehe muß ich rufen über unser Zeitalter, daß es die Kunst so bloß als ein leichtsinniges Spielwerk der Sinne übt, da sie doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist. Achtet man den Menschen nicht mehr, daß man ihn in der Kunst vernachläßigt, und artige Farben und allerhand Künstlichkeit mit Lichtern, der Betrachtung würdiger findet? —

In den Schriften des von unserm Albrecht sehr hochgeschätzten und vertheidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungern gestehe, einiges aus Wißbegier wohl gelesen habe, und in welchen viel Gutes verborgen seyn mag, habe ich über die Wichtigkeit der Kunst eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüth

kommt. Denn es behauptet dieſer Mann irgendwo ganz dreiſt und ausdrücklich: daß nächſt der Theologie, unter allen Wiſſenſchaften und Künſten des menſchlichen Geiſtes, die Muſik den erſten Platz einnehme. Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieſer kühne Ausſpruch meine Blicke ſehr auf den ausgezeichneten Mann hingerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein ſolcher Ausſpruch kommen konnte, mußte für die Kunſt grade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in ſo wenigen Gemüthern wohnt, und welche, nach meinem Bedünken, doch ſo ſehr natürlich und ſo bedeutend iſt.

Wenn nun die Kunſt, (ich meyne, ihr Haupt- und weſentlicher Theil,) wirklich von ſolcher Wichtigkeit iſt; ſo iſt es ſehr unwürdig und leichtſinnig, ſich von den ſprechenden und lehrreichen Menſchenfiguren unſers alten Albrecht Dürers hinwegzuwenden, weil ſie nicht mit der gleißenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchſte in der Kunſt hält, ausgeſtattet ſind. Es verräth nicht ein ganz geſundes und reines Gemüth, wenn ſich jemand vor einer geiſtlichen Betrachtung, welche an ſich triftig und eindringend iſt, die Ohren zuhält, weil der Redner ſeine Worte nicht in zierlicher Ordnung ſtellet, oder weil er eine üble, fremde Ausſprache, oder ein ſchlechtes Spiel mit Händen an

ſich hat. Hindern mich aber dergleichen Gedanken, dieſe äußere, und ſo zu ſagen, bloß körperliche Schönheit der Kunſt, wo ich ſie finde, nach Verdienſt zu ſchätzen und zu bewundern?

Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein grober Verſtoß angerechnet, daß du deine Menſchenfiguren nur ſo bequem neben einander hinſtellſt, ohne ſie künſtlich durch einander zu verſchränken, daß ſie ein methodiſches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieſer deiner unbefangenen Einfalt, und hefte mein Auge unwillkührlich zuerſt auf die Seele und tiefe Bedeutung deiner Menſchen, ohne daß mir dergleichen Tadelſucht nur in den Sinn kommt. Viele Perſonen aber ſcheinen von derſelben, wie von einem böſen, quälenden Geiſte, ſo geplagt, daß ſie dadurch zu verachten und zu verhöhnen angereizt werden, ehe ſie ruhig betrachten können, — und am allerwenigſten über die Schranken der Gegenwart ſich in die Vorzeit hinüberzuſetzen vermögen. Gern will ich euch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß ein junger Schüler jetzt klüger und gelehrter von Farben, Licht und Zuſammenfügung der Figuren reden mag, als der alte Dürer es verſtand; ſpricht aber ſein eigener Geiſt aus dem Knaben, oder nicht vielmehr die Kunſtweisheit und Erfahrung der vergangenen Zeiten? Die eigentliche, innere Seele der Kunſt faſſen nur

einzelne auserwählte Geiſter auf einmal, mag auch ſchon die Führung des Pinſels noch ſehr mangelhaft ſeyn; alle die Außenwerke der Kunſt hingegen werden nach und nach, durch Erfindung, Uebung und Nachdenken zur Vollkommenheit gebracht. Es iſt aber eine ſchnöde und betrauernswerthe Eitelkeit, die das Verdienſt der Zeiten ihrem eigenen ſchwachen Haupte zur Krone aufſetzt, und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verſtecken will. Hinweg, ihr weiſen Knaben, von dem alten Künſtler von Nürnberg! — und daß keiner verſpottend ihn zu richten ſich vermeſſe, der noch kindiſch darüber naſerümpfen kann, daß er nicht Tizian und Correggio zu Lehrmeiſtern hatte, oder, daß man zu ſeiner Zeit ſo ſeltſam altfränkiſche Kleidung trug!

Denn auch um deßwillen wollen die heutigen Lehrer ihn, ſo wie manchen andern guten Mahler ſeines Jahrhunderts, nicht ſchön und edel nennen, weil ſie die Geſchichte aller Völker, und wohl ſelbſt die geiſtlichen Hiſtorien unſerer Religion in die Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein ich denke dabey, wie doch ein jeder Künſtler, der die Weſen vergangener Jahrhunderte durch ſeine Bruſt gehen läßt, ſie mit dem Geiſt und Athem ſeines Alters beleben muß; und wie es doch billig und natürlich iſt, daß die Schöpfungskraft des Menſchen alles Fremde und Entfernte, und alſo auch ſelbſt die

himmliſchen Weſen, ſich liebend nahe bringt, und in die wohlbekannten und geliebten Formen ſeiner Welt und ſeines Geſichtskreiſes hüllt.

Als Albrecht den Pinſel führte, da war der Deutſche auf dem Völkerſchauplatz unſers Welttheils noch ein eigenthümlicher und ausgezeichneter Charakter von feſtem Beſtand; und ſeinen Bildern iſt nicht nur in Geſichtsbildung und im ganzen Aeußeren, ſondern auch im inneren Geiſte, dieſes ernſthafte, gerade und kräftige Weſen des deutſchen Charakters treu und deutlich eingeprägt. In unſern Zeiten iſt dieſer feſtbeſtimmte deutſche Charakter, und eben ſo die deutſche Kunſt, verloren gegangen. Der junge Deutſche lernt die Sprachen aller Völker Europa's, und ſoll prüfend und richtend aus dem Geiſte aller Nationen Nahrung ziehen; — und der Schüler der Kunſt wird belehrt, wie er den Ausdruck Raphaels, und die Farben der venezianiſchen Schule, und die Wahrheit der Niederländer, und das Zauberlicht des Correggio, alles zuſammen nachahmen, und auf dieſem Wege zur alles übertreffenden Vollkommenheit gelangen ſolle. — O traurige Afterweisheit! O blinder Glaube des Zeitalters, daß man jede Art der Schönheit, und jedes Vorzügliche aller großen Künſtler der Erde, zuſammenſetzen, und durch das Betrachten aller, und das Erbetteln von ihren mannigfachen großen Gaben, ihrer aller Geiſt in

ſich vereinigen, und ſie alle beſiegen könne! — Die Periode der eigenen Kraft iſt vorüber; man will durch ärmliches Nachahmen und klügelndes Zuſammenſetzen das verſagende Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterloſe Werke ſind die Frucht. — Die deutſche Kunſt war ein frommer Jüngling in den Ringmauern einer kleinen Stadt unter Blutsfreunden häuslich erzogen; — nun ſie älter iſt, iſt ſie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinſtädtiſchen Sitten zugleich ſein Gefühl und ſein eigenthümliches Gepräge von der Seele weggewiſcht hat.

Ich möchte um Alles nicht, daß der zauberhafte Correggio, oder der prächtige Paolo Veroneſe, oder der gewaltige Buonarotti, eben ſo gemahlt hätten als Raphael. Und eben auch ſtimme ich keinesweges in die Redensarten derer mit ein, welche ſprechen: „Hätte Albrecht Dürer nur in „Rom eine zeitlang gehauſet, und die ächte Schön„heit und das Idealiſche vom Raphael abgelernt, „ſo wäre er ein großer Mahler geworden; man „muß ihn bedauern, und ſich nur wundern', wie „er es in ſeiner Lage noch ſo weit gebracht „hat." Ich finde hier nichts zu bedauern, ſondern freue mich, daß das Schickſal dem deutſchen Boden an dieſem Manne einen ächt-vaterländiſchen Mahler gegönnt hat. Er würde nicht er ſelber geblieben ſeyn; ſein Blut war kein italieniſches Blut. Er

war für das Idealiſche und die erhabene Hoheit eines Raphaels nicht gebohren; er hatte daran ſeine Luſt, uns die Menſchen zu zeigen, wie ſie um ihn herum wirklich waren, und es iſt ihm gar trefflich gelungen.

Dennoch aber fiel es mir, als ich in meinen jüngern Jahren die erſten Gemählde vom Raphael ſowohl, als von dir, mein geliebter Dürer, in einer herrlichen Bildergallerie ſah, wunderbar in den Sinn, wie unter allen andern Mahlern, die ich kannte, dieſe beyden eine ganz beſonders nahe Verwandſchaft zu meinem Herzen hätten. Bey beyden gefiel es mir ſo ſehr, daß ſie ſo einfach und grade, ohne die zierlichen Umſchweife anderer Mahler, uns die Menſchheit in voller Seele, ſo klar und deutlich vor Augen ſtellen. Allein ich getraute mich damals nicht, meine Meynung jemanden zu entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich verlachen würde, und wohl wußte, daß die Mehreſten in dem alten deutſchen Mahler nichts als etwas ſehr Steifes und Trockenes erkennen. Ich war indeß an dem Tage, da ich jene Bildergallerie geſehen hatte, ſo voll von dieſem neuen Gedanken, daß ich damit einſchlief, und mir in der Nacht ein entzückendes Traumgeſicht vorkam, welches mich noch feſter in meinem Glauben beſtärkte. Es dünkte mich nämlich, als wenn ich, nach Mitternacht, von dem Gemach des Schloſſes,

worin ich ſchlief, durch die dunklen Säle des Gebäudes, ganz allein mit einer Fackel nach der Bildergallerie zuginge. Als ich an die Thür kam, hörte ich drinnen ein leiſes Gemurmel; — ich öffnete ſie, — und plötzlich fuhr ich zurück, denn der ganze große Saal war von einem ſeltſamen Lichte erleuchtet, und vor mehreren Gemählden ſtanden ihre ehrwürdigen Meiſter in leibhafter Geſtalt da, und in ihrer alten Tracht, wie ich ſie in Bildniſſen geſehen hatte. Einer von ihnen, den ich nicht kannte, ſagte mir, daß ſie manche Nacht vom Himmel herunterſtiegen, und hier und dort auf Erden in Bilderſälen bey der nächtlichen Stille umherwankten, und die noch immer geliebten Werke ihrer Hand betrachteten. Viele italieniſche Mahler erkannt' ich; von Niederländern ſah ich ſehr wenige. Ehrfurchtsvoll ging ich zwiſchen ihnen durch; — und ſiehe! da ſtanden, abgeſondert von allen, Raphael und Albrecht Dürer Hand in Hand leibhaftig vor meinen Augen, und ſahen in freundlicher Ruhe ſchweigend ihre beyſammenhängenden Gemählde an. Den göttlichen Raphael anzureden hatte ich nicht den Muth; eine heimliche ehrerbietige Furcht verſchloß mir die Lippen. Aber meinen Albrecht wollte ich ſo eben begrüßen, und meine Liebe vor ihm ausſchütten; — allein in dem Augenblick verwirrte ſich mit einem Getöſe Alles vor meinen Augen, und ich erwachte mit heftiger Bewegung.

Dieſes Traumgeſicht hatte meinem Gemüth innige Freude gemacht, und dieſe ward noch vollkommener, als ich bald nachher in dem alten Vaſari las, wie die beyden herrlichen Künſtler auch bey ihren Lebzeiten wirklich, ohne ſich zu kennen, durch ihre Werke, Freunde geweſen, und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutſchen vom Raphael mit Wohlgefallen angeſehen wären, und er ſie ſeiner Liebe nicht unwerth geachtet hätte.

Das aber kann ich freylich nicht verſchweigen, daß mir nachher bey den Werken der beyden Mahler immer ſo wie in jenem Traum zu Muthe war, daß ich nämlich bey denen des Albrecht Dürer wohl manchmal mich daran verſuchte, ihr ächtes Verdienſt jemanden zu erklären, und über ihre Vortrefflichkeiten mich in Worte auszubreiten wagte; bey den Werken Raphaels aber, immer von der himmliſchen Schönheit ſo überfüllt und bedrängt ward, daß ich nicht wohl darüber reden, noch jemanden deutlich auseinanderſetzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorleuchte.

Aber ich will jetzt meine Blicke von dir nicht abwenden, mein Albrecht. Vergleichung iſt ein gefährlicher Feind des Genuſſes; auch die höchſte Schönheit der Kunſt übt nur dann, wie ſie ſoll, ihre volle Gewalt an uns aus, wenn unſer Auge nicht zugleich ſeitwärts auf andere Schönheit blickt.

Der Himmel hat ſeine Gaben unter die großen Künſtler der Erde ſo vertheilet, daß wir durchaus genöthiget werden, vor einem jeglichen ſtille zu ſtehen, und jeglichem ſeinen Antheil unſrer Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italieniſchem Himmel, unter majeſtätiſchen Kuppeln und korinthiſchen Säulen; — auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten Gebäuden und gothiſchen Thürmen, wächſt wahre Kunſt hervor.

Friede ſey mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer! und möchteſt du wiſſen, wie ich dich lieb habe, und hören, wie ich unter der heutigen, dir fremden Welt, der Herold deines Nahmens bin. — Geſegnet ſey mir deine goldene Zeit, Nürnberg! die einzige Zeit, da Deutſchland eine eigene vaterländiſche Kunſt zu haben ſich rühmen konnte. — Aber die ſchönen Zeitalter ziehen über die Erde hinweg, und verſchwinden, wie glänzende Wolken über das Gewölbe des Himmels wegziehn. Sie ſind vorüber, und ihrer wird nicht gedacht; nur wenige rufen ſie aus innerer Liebe in ihr Gemüth zurück, aus beſtäubten Büchern, und bleibenden Werken der Kunſt.

Von

zwey wunderbaren Sprachen,

und

deren geheimnißvoller Kraft.

DIE Sprache der Worte iſt eine große Gabe des Himmels, und es war eine ewige Wohlthat des Schöpfers, daß er die Zunge des erſten Menſchen löſte, damit er alle Dinge, die der Höchſte um ihn her in die Welt geſetzt, und alle geiſtigen Bilder, die er in ſeine Seele gelegt hatte, nennen, und ſeinen Geiſt in dem mannigfaltigen Spiele mit dieſem Reichthum von Nahmen üben konnte. Durch Worte herrſchen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unſichtbare, das über uns ſchwebt, ziehen Worte nicht in unſer Gemüth herab.

Die irdiſchen Dinge haben wir in unſrer Hand, wenn wir ihre Nahmen ausſprechen; — aber wenn wir die Allgüte Gottes, oder die Tugend der Heiligen nennen hören, welches doch Gegenſtände ſind, die unſer ganzes Weſen ergreifen ſollten, ſo

wird allein unſer Ohr mit leeren Schallen gefüllt, und unſer Geiſt nicht, wie es ſollte, erhoben.

Ich kenne aber zwey wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menſchen vergönnt hat, die himmliſchen Dinge in ganzer Macht, ſo viel es nämlich, (um nicht verwegen zu ſprechen,) ſterblichen Geſchöpfen möglich iſt, zu faſſen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unſerm Inneren, als durch die Hülfe der Worte; ſie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weiſe, unſer ganzes Weſen, und drängen ſich in jede Nerve und jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieſer wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menſchen, die er zu ſeinen Lieblingen geſalbt hat. Ich meyne: die Natur und die Kunſt. —

Seit meiner frühen Jugend her, da ich den Gott der Menſchen zuerſt aus den uralten heiligen Büchern unſerer Religion kennen lernte, war mir die Natur immer das gründlichſte und deutlichſte Erklärungsbuch über ſein Weſen und ſeine Eigenſchaften. Das Säuſeln in den Wipfeln des Waldes, und das Rollen des Donners, haben mir geheimnißvolle Dinge von ihm erzählet, die ich in Worten nicht aufſetzen kann. Ein ſchönes Thal, von abentheuerlichen Felſengeſtalten umſchloſſen, oder ein glatter Fluß, worin gebeugte Bäume ſich

ſpiegeln, oder eine heitere grüne Wieſe von dem blauen Himmel beſchienen, — ach dieſe Dinge haben in meinem inneren Gemüthe mehr wunderbare Regungen zuwege gebracht, haben meinen Geiſt von der Allmacht und Allgüte Gottes inniger erfüllt, und meine ganze Seele weit mehr gereinigt und erhoben, als es je die Sprache der Worte vermag. Sie iſt, dünkt mich, ein allzu irdiſches und grobes Werkzeug, um das Unkörperliche, wie das Körperliche, damit zu handhaben.

Ich finde hier einen großen Anlaß, die Macht und Güte des Schöpfers zu preiſen. Er hat um uns Menſchen eine unendliche Menge von Dingen umhergeſtellt, wovon jedes ein anderes Weſen hat, und wovon wir keines verſtehen und begreifen. Wir wiſſen nicht, was ein Baum iſt; nicht, was eine Wieſe, nicht, was ein Felſen iſt; wir können nicht in unſerer Sprache mit ihnen reden; wir verſtehen nur uns untereinander. Und dennoch hat der Schöpfer in das Menſchenherz eine ſolche wunderbare Sympathie zu dieſen Dingen gelegt, daß ſie demſelben, auf unbekannten Wegen, Gefühle, oder Geſinnungen, oder wie man es nennen mag, zuführen, welche wir nie durch die abgemeſſenſten Worte erlangen.

Die Weltweiſen ſind, aus einem an ſich löblichen Eifer für die Wahrheit, irre gegangen; ſie haben die Geheimniſſe des Himmels aufdecken,

und unter die irdiſchen Dinge, in irdiſche Beleuchtung ſtellen wollen, und die dunkeln Gefühle von denſelben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Bruſt verſtoßen. — Vermag der ſchwache Menſch die Geheimniſſe des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit ſeiner Hand bedeckt? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniederſteigen, hochmüthig von ſich weiſen? — Ich ehre ſie in tiefer Demuth; denn es iſt große Gnade von Gott, daß er uns dieſe ächten Zeugen der Wahrheit herabſendet. Ich falte die Hände, und bete an. —

Die Kunſt iſt eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch ihr iſt, durch ähnliche dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menſchen eigen. Sie redet durch Bilder der Menſchen, und bedienet ſich alſo einer Hieroglyphenſchrift, deren Zeichen wir dem Aeußern nach, kennen und verſtehen. Aber ſie ſchmelzt das Geiſtige und Unſinnliche, auf eine ſo rührende und bewundernswürdige Weiſe, in die ſichtbaren Geſtalten hinein, daß wiederum unſer ganzes Weſen, und alles, was an uns iſt, von Grund auf bewegt und erſchüttert wird. Manche Gemählde aus der Leidensgeſchichte Chriſti, oder von unſrer heiligen Jungfrau, oder aus der Ge-

ſchichte der Heiligen, haben, ich darf es wohl ſagen, mein Gemüth mehr geſäubert, und meinem inneren Sinne tugendſeligere Geſinnungen eingeflößet, als Syſteme der Moral und geiſtliche Betrachtungen. Ich denke unter andern noch mit Inbrunſt an ein über alles herrlich gemahltes Bild unſers heiligen Sebaſtian, wie er nackt an einen Baum gebunden ſteht, ein Engel ihm die Pfeile aus der Bruſt zieht, und ein anderer Engel vom Himmel einen Blumenkranz für ſein Haupt bringt. Dieſem Gemählde verdanke ich ſehr eindringliche und haftende chriſtliche Geſinnungen, und ich kann mir jetzt kaum daſſelbe lebhaft vorſtellen, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen.

Die Lehren der Weiſen ſetzen nur unſer Gehirn, nur die eine Hälfte unſeres Selbſt, in Bewegung; aber die zwey wunderbaren Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige, rühren unſre Sinne ſowohl als unſern Geiſt; oder vielmehr ſcheinen dabey, (wie ich es nicht anders ausdrücken kann,) alle Theile unſers (uns unbegreiflichen) Weſens zu einem einzigen, neuen Organ zuſammenzuſchmelzen, welches die himmliſchen Wunder, auf dieſem zwiefachen Wege, faßt und begreift.

Die eine der Sprachen, welche der Höchſte ſelber von Ewigkeit zu Ewigkeit fortredet, die ewig lebendige, unendliche Natur, ziehet uns durch die weiten Räume der Lüfte unmittelbar

zu der Gottheit hinauf. Die Kunſt aber, die, durch ſinnreiche Zuſammenſetzungen von gefärbter Erde und etwas Feuchtigkeit, die menſchliche Geſtalt in einem engen, begränzten Raume, nach innerer Vollendung ſtrebend, nachahmt, (eine Art von Schöpfung, wie ſie ſterblichen Weſen hervorzubringen vergönnt ward,) — ſie ſchließt uns die Schätze in der menſchlichen Bruſt auf, richtet unſern Blick in unſer Inneres, und zeigt uns das Unſichtbare, ich meyne alles was edel, groß und göttlich iſt, in menſchlicher Geſtalt. —

Wenn ich aus dem Gottgeweiheten Tempel unſers Kloſters von der Betrachtung Chriſti am Kreuz, ins Freye hinaustrete, und der Sonnenſchein vom blauen Himmel mich warm und lebendig umfängt, und die ſchöne Landſchaft mit Bergen, Gewäſſer und Bäumen mein Auge rührt; ſo ſehe ich eine eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf eigene Weiſe große Dinge in meinem Inneren ſich erheben. — Und wenn ich aus dem Freyen wieder in den Tempel trete, und das Gemählde von Chriſto am Kreuze mit Ernſt und Innigkeit betrachte; ſo ſehe ich wiederum eine andre ganz eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf andre, eigene Weiſe ſich große Dinge in meinem Inneren erheben. —

Die Kunſt ſtellet uns die höchſte menſchliche Vollendung dar. Die Natur, ſo viel davon ein

ſterbliches Auge ſieht, gleichet abgebroch
Orakelſprüchen aus dem Munde der Gott
Iſt es aber erlaubt, alſo von dergleichen Di
zu reden, ſo möchte man vielleicht ſagen,
Gott wohl die ganze Natur oder die ganze S
auf ähnliche Art, wie wir ein Kunſtwerk, anf
möge.

Von den Seltſamkeiten

des

alten Mahlers,

Piero di Coſimo,

aus der Florentiniſchen Schule.

DIE Natur, die ewig ämſige Arbeiterinn, fertigt, mit immer geſchäftigen Händen, Millionen Weſen alles Geſchlechtes, und wirft ſie ins irdiſche Leben hinein. Mit leichtem, ſpielendem Scherze miſcht ſie, ohne hinzuſehn, die Stoffe, wie ſie ſich nun ſchicken mögen, auf mannigfache Weiſe zuſammen, und überläßt ein jedes Weſen, das ihrer Hand entfällt, ſeiner Luſt und ſeiner Qual. Und eben ſo wie ſie manchmal in den Reichen des Lebloſen muthwillig ſeltſame und monſtröſe Geſtalten unter die Menge wirft; ſo bringt ſie auch unter den Menſchen alle Jahrhunderte einige Seltenheiten hervor, welche ſie zwiſchen Tauſende gewöhnlicher Art verſteckt. Aber dieſe ſeltſamen Geiſter vergehen gleich den allergemeinſten: die wißbegierige Nachwelt ſammelt aus

Schriften die einzeln geſtammelten Laute zuſammen, die ſie uns ſchildern ſollen; allein wir gewinnen kein faßliches Bild, und lernen ſie niemals völlig verſtehen. Konnten doch auch die, welche ſie mit Augen ſahen, ſie nicht völlig begreifen, ja ſie begriffen ſich ſelber kaum. Wir können ſie, wie im Grunde Alles in der Welt, nur bloß mit leerer Verwunderung betrachten. —

Dieſe Gedanken ſind bey mir rege geworden, indem ich in den Hiſtorien der alten Mahler auf den wunderbaren Piero di Coſimo geſtoßen bin. Die Natur hatte ſein Inneres mit einer immer gährenden Phantaſie erfüllt, und ſeinen Geiſt mit ſchweren und düſtern Gewitterwolken bezogen, ſo daß ſein Gemüth immer in unruhiger Arbeit war, und unter ausſchweifenden Bildern umhertrieb, ohne jemals ſich in einfacher und heiterer Schönheit zu ſpiegeln. Alles an ihm war außerordentlich und ungewöhnlich; die alten Schriftſteller wiſſen nicht kräftige Worte genug zuſammenzuhäufen, um uns einen Begriff von dem Unmäßigen und Ungeheuren in ſeinem ganzen Weſen zu geben. Und doch finden wir bey ihnen nur wenige einzelne, zum Theil ſogar unerheblich ſcheinende Züge aufgezeichnet, welche uns den Abgrund ſeiner Seele keinesweges gründlich kennen lehren, noch zu einem vollendeten, harmoniſchen Bilde zuſammenfließen; aus welchen

wir aber dennoch das Tieferliegende wohl ohngefähr ahnden können.

Piero di Coſimo trug ſchon in ſeiner Jugend einen lebendigen, immer beweglichen Geiſt, und eine überfüllte Einbildungskraft in ſich herum, wodurch er ſich früh vor ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Seine Seele erfreute ſich nie, ſtill auf einem Gedanken oder einem Bilde zu ruhen; immer zog ein Schwarm von fremden, ſeltſamen Ideen durch ſein Gehirn, und entrückte ihn aus der Gegenwart. Manchmal, wenn er bey der Arbeit ſaß, und dabey zugleich etwas erzählte oder auseinanderſetzte, hatte ihn ſeine immer für ſich allein umhertummelnde Phantaſie unvermerkt auf ſo entlegene Höhen entführet, daß er auf einmal ſtockte, der Zuſammenhang der gegenwärtigen Dinge ſich vor ſeinen Augen verwirrte, und er alsdann ſeine Rede wieder von vorn anheben mußte. Menſchliche Geſellſchaft war ihm zuwider; am beſten gefiel er ſich in einer trüben Einſamkeit, wo er in ſich gekehrt ſeine umherſchweifenden Einbildungen verfolgte, wohin ſie ihn führten. Immer war er allein in einem verſchloſſenen Gemach, und führte eine ganz eigene Lebensart. Er nährte ſich mit immer gleicher, einförmiger Speiſe, die er ſich ſelber, zu jeder Zeit des Tages, da er Luſt hatte, bereitete. Er litt nicht, daß ſein Zimmer ge-

reinigt ward; auch widerſetzte er ſich gegen das Beſchneiden der Fruchtbäume und Rebſtöcke in ſeinem Garten; denn er wollte überall die wilde, gemeine und ungeſäuberte Natur ſehen, und hatte ſeine Luſt an dem, was andern Sinnen zuwider iſt. So hatte er auch einen geheimen Reiz, bey allen Mißgeburten in der phyſiſchen Natur, bey allen monſtröſen Thieren und Pflanzen, lange zu verweilen; er ſah ſie mit unverrückter Aufmerkſamkeit an, um ihre Häßlichkeit recht zu genießen; er wiederholte ſich ihr Bild nachher immerfort in Gedanken, und konnte es, ſo widrig es ihm auch am Ende ward, nicht aus dem Kopf bringen. Von ſolchen mißgeſchaffenen Dingen hatte er nach und nach, mit der ſchärfſten Aemſigkeit, ein ganzes Buch zuſammengezeichnet. Oft auch heftete er ſeine Augen ſtarr auf alte, befleckte, buntfärbige Mauern, oder auf die Wolken am Himmel, und ſeine Einbildung ergriff aus allen ſolchen Spielen der Natur mancherley abentheuerliche Ideen zu wilden Schlachten mit Pferden, oder zu großen Gebirgslandſchaften mit fremdartigen Städten. — Große Freude empfand er an einem recht heftigen Platzregen, der von den Dächern herab praſſelnd auf das Pflaſter ſtürzte; — dagegen fürchtete er ſich wie ein Kind vor dem Donner, und hüllte ſich, wenn ein Gewitter am Himmel tobte, eng in ſeinen Mantel ein, verſchloß

die Fenſtern, und kroch in einen Winkel des Hauſes, bis es vorüber war. Halb verrückt machte ihn das Schreyen kleiner Kinder, das Klockengeläut, und das Singen der Mönche. — In ſeinen Reden war er bunt und außerordentlich; ja, zuweilen ſagte er ſo vortrefflich-komiſche Sachen, daß die es hörten, ſich vor Lachen nicht halten konnten. In Summa, er war ſo beſchaffen, daß die Leute ſeiner Zeit ihn für einen höchſt verwirrten, und beynahe wahnſinnigen Kopf ausgaben.

Sein Geiſt, der unaufhörlich, wie ſiedendes Waſſer im Keſſel, kochte, und Schaum und Blaſen auftrieb, hatte ganz vorzügliche Gelegenheit, ſich bey den Mummereyen und muthwilligen Aufzügen, welche zur Zeit des Carnavals in Florenz gehalten wurden, in allerhand neuen und fremden Erfindungen zu zeigen, ſo daß dieſe Feſtlichkeit durch ihn erſt eigentlich das ward, was ſie vorher nie geweſen war. Unter allen den außerordentlichen und vielbewunderten feyerlichen Aufzügen aber, welche er anordnete, zeichnete ſich einer ſo beſonders und eigen aus, daß wir eine kurze Erzählung davon herſetzen wollen. Die Veranſtaltungen dazu waren insgeheim gemacht, und ganz Florenz ward alſo dadurch auf das Aeußerſte überraſcht und erſchüttert.

In der beſtimmten Nacht nämlich, indem das

Volk, der ausgelaſſenſten Freude Preis gegeben, jauchzend in den Straßen der Stadt umherſchwärmte, — ward der Haufen auf einmal vor Schrecken auseinander geſprengt, und ſah ſich mit Beſtürzung und Erſtaunen um. Es näherte ſich durch die dämmernde Nacht, ſchwer und langſam, ein ſchwarzer, ungeheurer Wagen, von vier ſchwarzen Büffeln gezogen, und mit Todtenbeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, — und auf dem Wagen ſtolzierte eine mächtig-große Siegergeſtalt des Todes, mit der fürchterlichen Senſe bewaffnet, zu deren Füßen lauter Särge auf dem Wagen herumſtanden. Aber der langſame Zug hielt an: — und bey dem dumpfen Dröhnen von ſeltſamen Hörnern, deren banger, ſchauerlicher Ton Mark und Gebein durchzitterte, — und bey dem zauberhaften Schein entfernter Fackeln, — ſtiegen, — wobey alles Volk von einem ſtillen Grauen ergriffen ward, — aus den ſich öffnenden Särgen, langſam, weiße Gerippe mit halbem Leibe hervor, ſetzten ſich auf den Sarg, und erfüllten die Luft mit einem finſtern, hohlen Geſange, der, von den Hörnertönen durchmiſcht, das Blut in den Adern gerinnen machte. Sie ſangen darin von den Schreckniſſen des Todes, und daß alle, die jetzt lebendig ſie anſchauten, bald auch ſolche Knochengeſtalten ſeyn würden, wie ſie. Rings um den Wagen herum, und hinter

dem Wagen, drängte ſich ein großer, verworrener Troß von Todten, mit Larven gleich Todtenſchädeln auf dem Haupt, ſchwarz behangen, mit weißen Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, und auf hageren Pferden ſitzend, — und jeglicher hatte ein Gefolge von vier andern ſchwarzen Reitern, mit Fackeln, und einer ungeheuren ſchwarzen Fahne mit Todtenſchädeln und Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet; — auch von dem Wagen ſchleppten zehn große ſchwarze Fahnen herunter; — und während des langſam-ſchleichenden Zuges ſang das ganze Todtenheer, mit dumpfbebender Stimme, einen Pſalm Davids ab. —

Es iſt ſehr merkwürdig, daß dieſer unerwartete Todtenaufzug, ſo viel Schrecken er auch anfangs verbreitete, doch von ganz Florenz mit dem größten Wohlgefallen betrachtet ward. Schmerzliche und widrige Empfindungen greifen mit Macht durch die Seele, halten ſie feſt, und zwingen ſie gleichſam zur Theilnahme und zum Behagen; und wenn ſie überdies mit einem gewiſſen poetiſchen Schwunge die Phantaſie anfallen und aufregen, ſo können ſie das Gemüth in einer hohen und begeiſterten Spannung erhalten. Daneben möcht' ich auch noch ſagen, daß ſolchen ausgezeichneten Geiſtern, wie dieſer Piero di Coſimo war, vom Himmel eine wunderbare geheime Gewalt eingepflanzt zu ſeyn ſcheinet, durch die fremden und

außerordentlichen Dinge, welche ſie thun, die Köpfe, auch des gemeinen großen Haufens, einzunehmen. —

Obwohl Piero von ſeiner unruhigen finſtern Phantaſie unaufhörlich geneckt, umhergejagt und ermüdet ward; ſo hatte der Himmel ihm doch ein hohes Alter beſchieden; ja, wie er dem achtzigſten Jahre nahe kam, ward ſein Geiſt von immer wilderen Phantaſtereyen verfolgt. Er quälte ſich bey der großen körperlichen Schwäche und allem Elend des Alters dennoch immer für ſich allein, und wies alle Geſellſchaft und mitleidige Hülfe ungeſtüm von ſich. Dann wollte er noch arbeiten, und konnte doch nicht, weil ihm die Hände gelähmt waren und beſtändig zitterten; dann kam er in die äußerſte Bosheit, und wollte ſeinen Händen Gewalt anthun; aber indem er ſo ergrimmt für ſich murmelte, fiel ihm wieder der Mahlerſtock oder gar der Pinſel auf die Erde, daß es ein Jammer anzuſehen war. Er konnte ſich mit dem Schatten zanken, und über eine Fliege in Zorn gerathen. Daß er ſeinem Ende nahe wäre, wollte er noch immer nicht glauben. Er redete ſehr viel davon, was es für ein Elend ſey, wenn eine langſame Krankheit mit tauſend Martern den Körper recht nach und nach aufzehre, daß ein Blutstropfen nach dem andern abſterbe. Er fluchte auf Aerzte, Apotheker und Kranken-

wärter, und beſchrieb, was es fürchterlich ſey, wenn einem nicht Speiſe, nicht Schlaf gegönnt werde, wenn man ſein Teſtament machen müßte, wenn man die Anverwandten um das Bett herum weinen ſähe. Dagegen pries er denjenigen glücklich, der auf dem Hochgericht mit einem Streich aus der Welt gehe; und was es ſchön wäre, vor ſo vielem Volk, und unter den Tröſtungen und Gebeten des Prieſters und den Fürbitten von Tauſenden, zu den Engeln im Paradieſe hinaufzuſteigen. In ſolchen Gedanken ſchwärmte er unaufhörlich fort: — bis man endlich eines Morgens, ganz unerwartet, ihn unten an der Treppe in ſeinem Hauſe todt liegen fand. —

Dies ſind die ſonderbaren Züge von dem Geiſte dieſes Mahlers, welche ich dem Giorgio Vaſari treulich nacherzählt habe. Was ihn als Mahler betrifft, ſo berichtet uns derſelbe Autor von ihm, daß er am liebſten wilde Bacchanale und Orgia, fürchterliche Ungeheuer, oder ſonſt irgend ſchreckhafte Vorſtellungen gemahlt habe; rühmt ihn indeß wegen des höchſt mühſeligen und eigenſinnigen Fleißes in ſeinen Bildern. Wie denn derſelbe Vaſari, in dem Leben eines andern ebenfalls ſchwermüthigen Mahlers*), die Bemerkung macht, daß dergleichen tiefſinnige und melancholiſche Geiſter

*) Nämlich des Florentiners Giovanni Antonio Sogliani.

ſich oftmals durch eine beſondere, eiſerne Geduld und Aemſigkeit im Arbeiten auszuzeichnen pflegten.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo kann ich nicht glauben, daß dieſer Piero di Coſimo ein wahrhaft-ächter Künſtlergeiſt geweſen ſey. Ich finde zwar eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen ihm und dem großen Leonardo da Vinci, (welchen jener auch in der Mahlerey ſich zum Muſter nahm;) denn beyde wurden von einem immer lebendigen, vielſinnigen Geiſte umhergetrieben, — jener aber in finſtre Wolkenregionen der Luft, — dieſer unter die ganze wirkliche Natur und unter das ganze Gewimmel der Erde.

Der Künſtlergeiſt ſoll, wie ich meyne, nur ein brauchbares Werkzeug ſeyn, die ganze Natur in ſich zu empfangen, und, mit dem Geiſte des Menſchen beſeelt, in ſchöner Verwandlung wiederzugebähren. Iſt er aber aus innerem Inſtinkte, und aus überflüßiger, wilder und üppiger Kraft, ewig für ſich in unruhiger Arbeit; ſo iſt er nicht immer ein geſchicktes Werkzeug, — vielmehr möchte man dann ihn ſelber eine Art von Kunſtwerk der Schöpfung nennen.

In dem tobenden und ſchäumenden Meere ſpiegelt ſich der Himmel nicht; — der klare Fluß iſt es, worin Bäume und Felſen und die ziehenden Wolken und alle Geſtirne des Firmamentes ſich wohlgefällig beſchauen. —

Wie und auf welche Weiſe man die Werke der großen Künſtler der Erde eigentlich betrachten, und zum Wohl ſeiner Seele gebrauchen müſſe.



IMMERFORT höre ich die kindiſche und leichtſinnige Welt klagen, daß Gott nur ſo wenige recht große Künſtler auf die Erde geſetzt habe; ungeduldig ſtarrt der gemeine Geiſt in die Zukunft, ob der Vater der Menſchen nicht bald einmal ein neues Geſchlecht von hervorglänzenden Meiſtern werde auferſtehen laſſen. Ich ſage euch aber, es hat die Erde der vortrefflichen Meiſter nicht zu wenige getragen; ja es ſind ihrer einige ſo beſchaffen, daß ein ſterbliches Weſen ſein ganzes Leben hindurch an einem einzelnen zu ſchauen und zu begreifen hat; aber wahrlich! viel, viel zu wenige ſind derer, welche die Werke dieſer (aus edlerem Thone geformten) Weſen, innig zu verſtehen, und, (was daſſelbe iſt,) inniglich zu verehren im Stande ſind.

Bilderſäle werden betrachtet als Jahrmärkte, wo man neue Waaren im Vorübergehen beurtheilt, lobt und verachtet; und es ſollten Tempel ſeyn, wo man in ſtiller und ſchweigender Demuth, und in herzerhebender Einſamkeit, die großen Künſtler, als die höchſten unter den Irdiſchen, bewundern, und mit der langen, unverwandten Betrachtung ihrer Werke, in dem Sonnenglanze der entzückendſten Gedanken und Empfindungen ſich erwärmen möchte.

Ich vergleiche den Genuß der edleren Kunſtwerke dem Gebet. Der iſt dem Himmel nicht wohlgefällig, welcher zu ihm redet, um nur der täglichen Pflicht entledigt zu werden, Worte ohne Gedanken herzählt, und ſeine Frömmigkeit prahlend nach den Kugeln ſeines Roſenkranzes abmißt. Der aber iſt ein Liebling des Himmels, welcher mit demüthiger Sehnſucht auf die auserwählten Stunden harrt, da der milde himmliſche Strahl freywillig zu ihm herabfährt, die Hülle irdiſcher Unbedeutenheit, mit welcher gemeiniglich der ſterbliche Geiſt überzogen iſt, ſpaltet, und ſein edleres Innere auflöſt und auseinanderlegt; dann knieet er nieder, wendet die offene Bruſt in ſtiller Entzückung gegen den Himmelsglanz, und ſättiget ſie mit dem ätheriſchen Licht; dann ſteht er auf, froher und wehmüthiger, volleren und leichteren Herzens, und legt ſeine Hand an ein großes gutes

Werk. — Das iſt die wahre Meynung, die ich vom Gebet hege.

Eben ſo nun, meyne ich, müſſe man mit den Meiſterſtücken der Kunſt umgehen, um ſie würdiglich zum Heil ſeiner Seele zu nutzen. Es iſt frevelhaft zu nennen, wenn jemand in einer irdiſchen Stunde, von dem ſchallenden Gelächter ſeiner Freunde hinwegtaumelt, um in einer nahen Kirche, aus Gewohnheit, einige Minuten mit Gott zu reden. Ein ähnlicher Frevel iſt es, in einer ſolchen Stunde die Schwelle des Hauſes zu betreten, wo die bewundernswürdigſten Schöpfungen, die von Menſchenhänden hervorgebracht werden konnten, als eine ſtille Kundſchaft von der Würde dieſes Geſchlechtes, für die Ewigkeit aufbewahret werden. Harret, wie beym Gebet, auf die ſeligen Stunden, da die Gunſt des Himmels euer Inneres mit höherer Offenbarung erleuchtet; nur dann wird eure Seele ſich mit den Werken der Künſtler zu Einem Ganzen vereinigen. Ihre Zaubergeſtalten ſind ſtumm und verſchloſſen, wenn ihr ſie kalt anſeht; euer Herz muß ſie zuerſt mächtiglich anreden, wenn ſie ſollen zu euch ſprechen, und ihre ganze Gewalt an euch verſuchen können.

Kunſtwerke paſſen in ihrer Art ſo wenig, als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fortfluß des Lebens; ſie gehen über das Ordentliche und

Gewöhnliche hinaus, und wir müſſen uns mit vollem Herzen zu ihnen erheben, um ſie in unſern, von den Nebeln der Atmoſphäre allzuoft getrübten Augen, zu dem zu machen, was ſie, ihrem hohen Weſen nach, ſind.

Buchſtaben leſen kann ein jeglicher lernen; von gelehrten Chroniken kann ein jeglicher ſich die Hiſtorien vergangener Zeiten erzählen laſſen, und ſie wieder erzählen; auch kann ein jeglicher das Lehrgebäude einer Wiſſenſchaft ſtudieren, und Sätze und Wahrheiten faſſen; — denn Buchſtaben ſind nur dazu da, daß das Auge ihre Form erkenne; und Lehrſätze und Begebenheiten ſind nur ſo lange ein Gegenſtand unſrer Beſchäftigung, als das Auge des Geiſtes daran arbeitet, ſie zu faſſen und zu erkennen; ſobald ſie unſer eigen ſind, iſt die Thätigkeit unſers Geiſtes zu Ende, und wir weiden uns dann nur, ſo oft es uns behagt, an einem trägen und unfruchtbaren Ueberblick unſrer Schätze. — Nicht alſo bey den Werken herrlicher Künſtler. Sie ſind nicht darum da, daß das Auge ſie ſehe; ſondern darum, daß man mit entgegenkommendem Herzen in ſie hineingehe, und in ihnen lebe und athme. Ein köſtliches Gemählde iſt nicht ein Paragraph eines Lehrbuchs, den ich, wenn ich mit kurzer Mühe die Bedeutung der Worte herausgenommen habe, als eine unnütze Hülſe liegen laſſe: vielmehr

währt bey vortrefflichen Kunſtwerken der Genuß immer, ohne Aufhören, fort. Wir glauben immer tiefer in ſie einzudringen, und dennoch regen ſie unſere Sinne immer von neuem auf, und wir ſehen keine Gränze ab, da unſre Seele ſie erſchöpft hätte. Es flammt in ihnen ein ewig brennendes Lebensöhl, welches nie vor unſern Augen verliſcht.

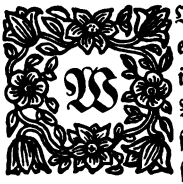
Mit Ungeduld fliege ich über den erſten Anblick hinweg; denn die Ueberraſchung des Neuen, welche manche nach immer abwechſelnden Vergnügungen haſchende Geiſter wohl zum Hauptverdienſte der Kunſt erklären wollen, hat mir von jeher ein nothwendiges Uebel des erſten Anſchauens geſchienen. Der ächte Genuß erfordert eine ſtille und ruhige Faſſung des Gemüths, und äußert ſich nicht durch Ausrufungen und Zuſammenſchlagen der Hände, ſondern allein durch innere Bewegungen. Es iſt mir ein heiliger Feyertag, an welchem ich mit Ernſt und mit vorbereitetem Gemüth an die Betrachtung edler Kunſtwerke gehe; ich kehre oft und unaufhörlich zu ihnen zurück, ſie bleiben meinem Sinne feſt eingeprägt, und ich trage ſie, ſo lange ich auf Erden wandle, in meiner Einbildungskraft, zum Troſt und zur Erweckung meiner Seele, gleichſam als geiſtige Amulete mit mir herum, und werde ſie mit ins Grab nehmen.

Weſſen feinere Nerven einmal beweglich, und

für den geheimen Reiz, der in der Kunſt verborgen liegt, empfänglich ſind, deſſen Seele wird oft da, wo ein anderer gleichgültig vorübergeht, innig gerührt; er wird des Glückes theilhaftig, in ſeinem Leben häufigere Anläſſe zu einer heilſamen Bewegung und Aufregung ſeines Inneren zu finden. Ich bin mir bewußt, daß öfters, wenn ich, (mit anderen Gedanken beſchäftigt,) durch irgend ein ſchönes und großes Säulenportal ging, die mächtigen, majeſtätiſchen Säulen, mit ihrer lieblichen Erhabenheit, unwillkührlich meine Blicke zu ſich wendeten, und mein Inneres mit einer eigenen Empfindung erfüllten, daß ich mich innerlich vor ihnen beugte, und mit aufgelöſtem Herzen und mit reicherer Seele weiter ging.

Das Hauptſächlichſte iſt, daß man nicht mit verwegenem Muth über den Geiſt erhabener Künſtler ſich hinwegzuſchwingen, und auf ſie herabſehend, ſie zu richten ſich vermeſſe: ein thörichtes Unternehmen des eiteln Stolzes der Menſchen: Die Kunſt iſt über dem Menſchen: wir können die herrlichen Werke ihrer Geweiheten nur bewundern und verehren, und, zur Auflöſung und Reinigung aller unſrer Gefühle, unſer ganzes Gemüth vor ihnen aufthun.

Die Größe
des
Michel' Angelo Buonarotti.



OHL ein jeglicher Menſch, der ein fühlendes und liebendes Herz in ſeiner Bruſt trägt, hat im Reiche der Kunſt irgend einen beſondern Lieblingsgegenſtand; und ſo habe auch ich den meinigen, zu welchem mein Geiſt ſich oft unwillkührlich, wie die Sonnenblume zur Sonne, hinwendet. Denn öfters, wenn ich in meiner Einſamkeit betrachtend da ſitze, ſo iſt es, als ſtände hinter mir ein guter Engel, der mir unverſehens die Säkula der alten Mahler von Italien, wie ein großes, fruchtreiches epiſches Gedicht mit einer gedrängten Schaar lebendiger Figuren, vor meinen Augen aufſteigen ließe. Immer von neuem zeigt ſich mir dieſe herrliche Erſcheinung, und immer von neuem wird mein Blut dabey auf das innigſte erwärmt. Es iſt doch eine köſtliche Gabe, die der Himmel uns verliehen hat, zu lieben und zu verehren; dieſes Gefühl ſchmelzt unſer ganzes Weſen um, und bringt das wahre Gold daraus zu Tage.

Mein Blick fällt diesmal auf den großen Michel' Angelo Buonarotti, einen Mann, über welchen schon so mancher seine unbehülfliche Verwunderung, oder seinen vorwitzigen Hohn und Tadel vorgebracht hat. Ich kann aber nicht mit vollerem Herzen von ihm zu reden anheben, als es sein Freund und Landsmann Giorgio Vasari in dem Eingange zu seiner Lebensbeschreibung gethan hat, welcher von Wort zu Wort also lautet:

„Während daß so viele sinnreiche und vortreffliche Köpfe, nach den Vorschriften des berühmten Giotto und seiner Nachfolger, der Welt Proben von dem Talente zu zeigen strebten, welches durch den wohlthätigen Einfluß der Gestirne und durch die glückliche Complexion ihrer Geisteskräfte in ihrem Innern erzeugt war, und sich alle beeiferten, durch die Vortrefflichkeit der Kunst die Herrlichkeit der Natur nachzuahmen, um so viel möglich den höchsten Gipfel der Wissenschaft, welchen man wohl ausschließlich „Erkenntniß" nennen mag, zu erreichen, obwohl all' ihr Ringen vergeblich war; — unterdessen wandte der gütige Regierer aller Dinge sein Auge gnädiglich auf die Erde hin, und indem er nun wahrnahm all' die eitle Anstrengung so unendlich vieler mühseliger Versuche, die unabläßigheiße Lernbegier ohne die geringsten Früchte, und die eingebildeten Meynungen der Menschen, so

entfernt von der Wahrheit, als Finſterniß vom Licht; — da beſchloß er, um uns aus ſolchen Irrthümern zu reißen, einen Geiſt auf die Erde herabzuſchicken, welcher durchaus, in jeglichem Theile aller Kunſt, durch eigene Kraft ſollte Meiſter werden. Er ſollte der Welt ein Vorbild aufſtellen, was Vollkommenheit ſey in der Kunſt des Zeichnens, der Umriſſe, und der Lichter und Schatten, (welche den Bildern die Ründung geben;) und wie man als Bildhauer mit Einſicht arbeiten müſſe, und auf welche Weiſe man Gebäuden Feſtigkeit, Bequemlichkeit, ſchöne Verhältniſſe, Annehmlichkeit und Reichthum an allerley Zierrathen der Baukunſt zu geben habe. Ueberdas aber wollte der Himmel ihm die wahre Tugendweisheit zur Begleitung, und die ſüße Kunſt der Muſen zur Zierde geben, auf daß die Welt ihn vor allen bewundern und erwählen ſollte zum Spiegel und Muſter im Leben, in Werken, in Heiligkeit der Sitten, ja in allem irdiſchen Wandel, und er von uns vielmehr für ein himmliſches Weſen als für ein irdiſches geachtet werden möchte. Und weil Gott ſah, daß in jenen beſondern Künſten, nämlich der Mahler-, Bildhauer- und Baukunſt, als in Dingen von ſo vieler Aemſigkeit und Uebung, die Eingebohrnen des Toſcaniſchen Gebietes ſeit jeher unter allen ſich vornehmlich hervorgethan haben

und meisterlich geworden sind, (denn sie sind zu Anstrengung und eifriger Geistesarbeit jeder Art, vor allen andern Nationen Italiens vorzüglich geneigt;) — so wollte er ihm Florenz als die würdigste Stadt von allen zur Heimath anweisen, damit die verdiente Krone aller Tugenden ihm von einem Mitbürger aufs Haupt gesetzt werden könnte." —

Mit solcher Verehrung redet der alte Vasari von dem großen Michel' Angelo, und drängt am Ende seine allgemeine Bewunderung, auf eine schöne und menschliche Weise, in ein herzliches patriotisches Gefühl zusammen, und freut sich inniglich, daß dieser Mann, den er wie einen Herkules unter den Helden der Kunst verehrt, mit ihm denselben kleinen Raum der Erde zur Heimath gehabt hat. Er beschreibt das Leben des Buonarotti am aller ausführlichsten, und thut oft recht gutmüthig-stolz darauf, daß er seiner vertrautesten Freundschaft genossen.

Doch wir wollen uns nicht an dem bloßen Anstaunen dieses großen Mannes begnügen, sondern vielmehr in seinen inneren Geist hineingehen, uns in den eigenthümlichen Charakter seiner Werke hineinschmiegen. Es ist nicht genug, ein Kunstwerk zu loben: „es ist schön und vortrefflich," denn diese allgemeinen Redensarten gelten auch von den verschiedenartigsten Werken; — wir müssen uns jedem großen

Künſtler hingeben, mit ſeinen Organen die Dinge der Natur anſchauen und ergreifen, und in ſeiner Seele ſprechen können: „Das Werk iſt in ſeiner Art richtig und wahr.“

Die Mahlerey iſt eine Poeſie mit Bildern der Menſchen. So wie nun die Poeten ihre Gegenſtände mit ganz verſchiedenen Empfindungen beſeelen, je nachdem ihnen vom Schöpfer ein verſchiedener Geiſt eingehaucht iſt; ſo auch in der Mahlerey. Einige Dichter beleben ihr ganzes Werk innerlich mit einer ſtillen und geheimen poetiſchen Seele; bey andern aber bricht die überfließende, üppige dichteriſche Kraft in jedem Momente der Darſtellung hervor.

Dies iſt dieſelbe Verſchiedenheit, welche ich zwiſchen dem göttlichen Raphael und dem großen Buonarotti finde: jenen möchte ich den Mahler des neuen, dieſen des alten Teſtamentes nennen; denn auf jenem, — ich wage den kühnen Gedanken auszuſprechen, — ruhet der ſtille göttliche Geiſt Chriſti, — auf dieſem, der Geiſt der inſpirirten Propheten, des Moſes und der übrigen Dichter des Morgenlandes. Hier iſt nichts zu loben und zu tadeln, ſondern ein jeglicher iſt was er iſt.

So wie die inſpirirten Orientaliſchen Dichter, von der inwohnenden, mit Gewalt ſich regenden himmliſchen Kraft, zu außerordentlichen Phantaſeen

getrieben wurden, und aus innerlichem Drange die Worte und Ausdrücke der irdiſchen Sprache durch lauter feurige Bilder gleichſam in die Höhe zwangen; ſo ergriff auch die Seele des Michel Angelo immer mit Macht das Außerordentliche und Ungeheure, und drückte in ſeinen Figuren eine angeſpannte, übermenſchliche Kraft aus. Er verſuchte ſich gern an erhabenen, furchtbaren Gegenſtänden; er wagte in ſeinen Bildern die kühnſten und wildeſten Stellungen und Gebehrden; er drängte Muſkeln auf Muſkeln, und wollte in jede Nerve ſeiner Figuren die hohe poetiſche Kraft ſtempeln, wovon er erfüllt war. Er ergründete das innerliche Triebwerk der Menſchenmaſchine bis in die verborgenſten Wirkungen; er ſpürte die härteſten Schwierigkeiten in der Mechanik des menſchlichen Körpers auf, um ſie zu bekämpfen, und um die üppige Fülle ſeiner Geiſteskraft auch in den körperlichen Theilen der Kunſt auszulaſſen und zu befriedigen: — gerade ſo wie Dichter, in denen ein nicht zu löſchendes lyriſches Feuer brennt, ſich an großen und ungeheuren Ideen nicht genügen, ſondern vornehmlich auch in dem ſichtbaren, ſinnlichen Werkzeuge ihrer Kunſt, in Ausdruck und Worten, ihre kühne und wilde Stärke abzudrücken ſtreben. Die Wirkung iſt, an beyden Orten, groß und herrlich: der innere Geiſt des Ganzen leuchtet

dann auch aus jedem der einzelnen äußeren Theile hervor. —

Also erscheint mir der vielbeurtheilte Buonarotti, und wer ihn in dieser Gestalt, unter den alten Mahlern ins Auge faßt, der mag wohl mit Erstaunen und Bewunderung fragen: Wer mahlte vor ihm, wie er? Woher nahm er die ganz neue Größe, von welcher vorher kein Auge jemals wußte? Und wer hat ihn auf die vorher unbekannten Wege gebracht?

Es ist in der Welt der Künstler gar kein höherer, der Anbetung würdigerer Gegenstand, als: — ein ursprünglich Original! — Mit ämsigem Fleiße, treuer Nachahmung, klugem Urtheil zu arbeiten, — ist menschlich; — aber das ganze Wesen der Kunst mit einem ganz neuen Auge zu durchblicken, es gleichsam mit einer ganz neuen Handhabe zu erfassen, — ist göttlich.

Indessen ist es das Schicksal der Originale, eine elende Schaar von Nachbetern hervorzubringen, und Michel' Angelo weissagte dies von sich selber, wie es nachmals zutraf. Ein Original schwingt sich mit einem kühnen Sprunge auf einmal bis an die Gränze des Kunstgebiets, steht kühn und fest da, und zeigt das Außerordentliche und Wundervolle. Es giebt aber für den blöden Geist des Menschen fast nichts Außerordentliches und Wundervolles, an dessen Gränze nicht ganz

nahe Thorheit und Abgeſchmacktheit läge. Die jämmerlichen Nachbeter, denen die eigene Kraft zum feſten Stande mangelt, irren blind umher, und was ſie nachbilden, iſt, wenn es mehr als ſchwaches Schattenbild ſeyn ſoll, verzerrte Uebertreibung.

Die Zeit des Michel' Angelo, die Anfangs-Epoche der italieniſchen Mahlerey, iſt überhaupt allein das Zeitalter der Mahleroriginale. Wer mahlte vor Correggio, wie Correggio? vor Raphael, wie Raphael? — Allein es iſt, als wenn die allzufreygebige Natur in dieſer Zeit ſich an Kunſtgenie arm geſchenkt hätte; denn die beſten ſpäteren Meiſter, bis auf die neueſten Zeiten, haben faſt alle kein anders Ziel gehabt, als irgend einen der erſten Ur- und Normalkünſtler, oder auch gar mehrere zuſammen, nachzuahmen, und ſind auch nicht leicht auf andre Weiſe groß geworden, als indem ſie vortrefflich nachgeahmt haben. Selbſt der hohe und wohlverdiente Ruhm, welchen die Reformatorſchule der Caracci ſich erworben hat, iſt auf kein anderes Verdienſt gegründet, als daß ſie die in Verfall gerathene Nachahmung jener alten Ahnherren, durch würdige Beyſpiele wieder in die Höhe brachte. Und wen ahmten jene Ahnherren ſelber nach? Sie ſchöpften die ganze neue Herrlichkeit aus ſich ſelber.

Brief
eines
jungen deutſchen Mahlers
in Rom
an ſeinen Freund in Nürnberg.

Theurer Bruder und Genoſſe,

LANGE iſt es ſchon, ich weiß es wohl, daß ich Dir nicht geſchrieben habe, ſo oft ich auch mit inniger Liebe an Dich dachte; denn es giebt Stunden im Leben, in denen den beflügelten Gedanken alles Aeußere zu langſam von Statten geht, wo die Seele ſich ſelbſt mit Vorſtellungen abarbeitet, und eben deswegen äußerlich nichts geſchieht. Eine ſolche Epoche habe ich jetzt erlebt, und nun, da ich innerlich wieder etwas zur Ruhe bin, nehme ich auch ſogleich die Feder, um Dir, geliebter Sebaſtian, meinem wertheſten Jugendfreunde, zu berichten, wie es mir ergangen, und was ſich mit mir zugetragen hat.

Soll ich Dir weitläuftig ſchreiben, wie das gelobte Land Italia beſchaffen ſey, und mich in unzuſammenhängende Bewunderungen ergießen? Es finden da keine Worte ihren rechten Platz, denn

wie mag ich, der Sprache ſo ganz unkundig, Dir den hellen Himmel, die weiten paradieſiſchen Ausſichten, durch die die erquickende Luft ſpielend ziehet, würdig darſtellen? Weiß ich doch kaum in meinem eigenthümlichen Handwerke Farben und Striche aufzufinden, um das, was ich innerlich ſehe und faſſe, auf die Leinwand hinzuzeichnen.

So verſchieden aber auch alles hier ſeyn mag, was Himmel und Erde betrifft, ſo läßt es ſich doch noch eher ahnden und glauben, als dasjenige, was ich Dir von der Kunſt zu ſagen habe. Ihr mögt da in Deutſchland fleißig zuſammen mahlen, lieber Sebaſtian, Du und unſer überaus theurer Lehrer Albrecht Dürer; aber wenn ihr hieher plötzlich verſchlagen würdet, ſo würdet ihr wahrlich wie zwey Geſtorbene ſeyn, die ſich im Himmel noch nicht zurecht zu finden wiſſen. Da ſeh' ich in Gedanken den künſtlichen Meiſter Albrecht auf ſeinem Schemel ſitzen, und mit einer kindiſchen, faſt rührenden Aemſigkeit an einem feinen Stückchen Holze ſchnitzeln, wie er die Erfindung und Ausführung wohl überlegt, und das angefangene Kunſtſtück zu wiederhohlten Mahlen betrachtet; ich ſehe ſeine weite ausgetäfelte Stube und die runden Scheiben, und Dich mit dem unermüdlichen getreuen Fleiße vor einer Kopey, und wie die jüngern Schüler ab- und zugehen, und der alte Meiſter Dürer manches kluge und manches luſtige

Wort fallen läßt; dann ſehe ich unſre Hausfrau hereintreten, oder den wohlberedten Wilibald Pirkheimer, der die Gemählde und Zeichnungen betrachtet, und mit Albrecht einen lebhaften Diſput anfängt; — und wenn ich mir dies alles eigentlich in meinen Gedanken vorſtelle, ſo kann ich ordentlich nicht recht begreifen, wie ich hieher gekommen bin, und wie hier alles ſo anders iſt.

Erinnerſt Du Dich noch der Zeit, als wir zuerſt bey unſerm Meiſter in die Lehre gegeben wurden, und wir es gar nicht begreifen konnten, daß aus den Farben, die wir rieben, ein Geſicht oder ein Baum hervorgehen ſollte? Mit welchem Erſtaunen betrachteten wir dann den Meiſter Albrecht, der immer alles ſo wohl anzuwenden wußte, und nie über die Ausführung ſeiner größten Sachen in Verlegenheit kam! Ich war oft wie im Traum, wenn ich aus der Mahlerſtube ging, um ihm Wein oder Brot einzukaufen, und ich meynte ſogar in manchen Stunden, wenn alle die übrigen unkünſtlichen Menſchen, Handwerker oder Bauern, an mir vorübergingen, er müſſe wohl gar ein Zauberer ſeyn, daß ſich das Lebloſe ſo auf ſeinen Ruf zurechtfinde, und gleichſam lebendig werde.

Aber was würde ich erſt geſagt oder gefühlt haben, hätte man mir damals die verklärten Angeſichter Raphaels vor die kindiſchen Augen gehalten? Ach, lieber Sebaſtian, wenn ich ſie ver-

ſtanden hätte, ſo wäre ich gewiß in meine Kniee geſunken, und hätte meine ganze junge Seele in Andacht, Thränen und Anbetung aufgelöſt; denn bey unſerm großen Dürer findet man doch noch das Irdiſche heraus, man begreift es doch, wie ein künſtlicher und wohlgeübter Mann auf dieſe Geſichter und Erfindungen verfallen konnte; — wenn wir recht mit den Augen in das Gemählde einwurzeln, ſo können wir faſt die gefärbten Figuren wieder vertreiben, und das leere, einfache Bret darunter entdecken: — aber bey dieſem Meiſter, mein Theurer, iſt alles ſo wunderbar eingerichtet, daß Du ganz vergiſſeſt, daß es Farben und eine Mahlerkunſt giebt, und Dich nur innerlich vor den himmliſchen, und doch ſo herz-menſchlichen Geſtalten mit der wärmſten Liebe demüthigſt, und ihnen Dein Herz und Deine Seele zueigneſt. — Glaube nicht, daß ich aus jugendlichem Eifer übertreibe; Du kannſt es Dir nicht vorſtellen und nicht faſſen, wenn Du nicht ſelber kommſt und ſiehſt.

Ueberhaupt, lieber Sebaſtian, iſt dieſe Erde durch die Kunſt ein gar herrlicher und lieblicher Aufenthalt; ich habe es erſt jetzt empfunden, wie ein unſichtbares Weſen in unſerm Herzen wohnt, das allgewaltig von den großen Kunſtwerken angezogen wird. — Und wenn ich Dir alles geſtehen ſoll, mein theurer Jugendfreund, (wie ich es denn muß, denn ich fühle mich mit Gewalt dazu hin-

gezogen,) so liebe ich jetzt ein Mädchen, die meinem Herzen über alles geht, und ich werde von ihr wieder geliebt. Mein Sinn taumelt also in einem ewigen Frühlingsglanze umher, und ich möchte in manchen Stunden des Entzückens sagen, daß die Welt und die Sonne des Himmels ihren Glanz von mir erborgten, wenn es nicht zu frech wäre, seine Freude auf diese Art aussprechen zu wollen. Mit inniger Rührung habe ich seit lange ihre Züge in den besten Gemählden aufgesucht, und sie immer bey meinen liebsten Meistern gefunden. Ich bin mit ihr verlobt, und in wenigen Tagen werden wir unsre Hochzeit feyern; Du siehst also, daß ich nicht Lust habe nach unserm Deutschlande zurückzukehren, ich hoffe Dich aber bald hier in Rom zu umarmen.

Beschreiben kann ich Dir es nicht, wie Mariens Herz immer um das Wohl meiner Seele besorgt war, als sie hörte, daß auch ich der neuen Lehre zugethan sey. Sie bat mich oft inbrünstig, zum alten, wahren Glauben zurückzukehren, und ihre liebevollen Reden brachten oft meine ganze Phantasie, und alles, was ich für meine Ueberzeugungen hielt, in Unordnung. — Von dem, was ich Dir nun schreiben werde, sage nichts unserm vielgeliebten Meister Dürer; denn ich weiß, daß es nur sein Herz kränken würde, und es könnte doch weder mir noch ihm weiter fruchten.

Ich ging neulich in die Rotonda, weil ein großes Feſt war, und eine prächtige lateiniſche Muſik ſollte aufgeführt werden, oder eigentlich anfangs nur um meine Geliebte dort unter der betenden Menge wieder zu ſehen, und mich an ihrer himmliſchen Andacht zu beſſern. Der herrliche Tempel, die wimmelnde Menge Volks, die nach und nach hereindrang, und mich immer enger umgab, die glänzenden Vorbereitungen, das alles ſtimmte mein Gemüth zu einer wunderbaren Aufmerkſamkeit. Mir war ſehr feyerlich zu Muthe, und wenn ich auch, wie es einem bey ſolchem Getümmel zu gehen pflegt, nichts deutlich und hell dachte, ſo wühlte es doch auf eine ſo ſeltſame Art in meinem Innern, als wenn auch in mir ſelber etwas Beſonderes vorgehen ſollte. Auf einmal ward alles ſtiller, und über uns hub die allmächtige Muſik, in langſamen, vollen, gedehnten Zügen an, als wenn ein unſichtbarer Wind über unſern Häuptern wehte: ſie wälzte ſich in immer größeren Wogen fort, wie ein Meer, und die Töne zogen meine Seele ganz aus ihrem Körper heraus. Mein Herz klopfte, und ich fühlte eine mächtige Sehnſucht nach etwas Großem und Erhabenen, was ich umfangen könnte. Der volle lateiniſche Geſang, der ſich ſteigend und fallend durch die ſchwellenden Töne der Muſik durchdrängte, gleich wie Schiffe, die durch Wellen des Meeres ſeegeln, hob mein

Gemüth immer höher empor. Und indem die Muſik auf dieſe Weiſe mein ganzes Weſen durchdrungen hatte, und alle meine Adern durchlief, — da hob ich meinen in mich gekehrten Blick, und ſah um mich her, — und der ganze Tempel ward lebendig vor meinen Augen, ſo trunken hatte mich die Muſik gemacht. In dem Moment hörte ſie auf, ein Pater trat vor den Hochaltar, erhob mit einer begeiſterten Gebehrde die Hoſtie, und zeigte ſie allem Volke, — und alles Volk ſank in die Kniee, und Poſaunen, und ich weiß ſelbſt nicht was für allmächtige Töne, ſchmetterten und dröhnten eine erhabene Andacht durch alles Gebein. Alles, dicht um mich herum, ſank nieder, und eine geheime, wunderbare Macht zog auch mich unwiderſtehlich zu Boden, und ich hätte mich mit aller Gewalt nicht aufrecht erhalten können. Und wie ich nun mit gebeugtem Haupte kniete, und mein Herz in der Bruſt flog, da hob eine unbekannte Macht meinen Blick wieder; ich ſah um mich her, und es kam mir ganz deutlich vor, als wenn alle die Katholiken, Männer und Weiber, die auf den Knieen lagen, und, den Blick bald in ſich gekehrt, bald auf den Himmel gerichtet, ſich inbrünſtig kreuzten, und ſich vor die Bruſt ſchlugen und die betenden Lippen rührten, als wenn alle um meiner Seelen Seligkeit zu dem Vater im Himmel beteten, als wenn alle die Hunderte um mich herum um

den einen Verlorenen in ihrer Mitte flehten, und mich in ihrer ſtillen Andacht mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihrem Glauben hinüberzögen. Da ſah ich ſeitwärts nach Marien hin, ihr Blick begegnete dem meinigen, und ich ſah eine große, heilige Thräne aus ihrem blauen Auge dringen. Ich wußte nicht wie mir war, ich konnte ihren Blick nicht aushalten, ich wandte den Kopf ſeitwärts, mein Auge traf auf einen Altar, und ein Gemählde Chriſti am Kreuze ſah mich mit unausſprechlicher Wehmuth an, — und die mächtigen Säulen des Tempels erhoben ſich anbetungswürdig, wie Apoſtel und Heilige, vor meinen Augen, und ſchauten mit ihren Kapitälern voll Hoheit auf mich herab, — und das unendliche Kuppelgewölbe beugte ſich wie der allumfaſſende Himmel über mir her, und ſegnete meine frommen Entſchließungen ein.

Ich konnte nach der geendigten Feyerlichkeit den Tempel nicht verlaſſen; ich warf mich in einer Ecke nieder und weinte, und ging dann mit zerknirſchtem Herzen vor allen Heiligen, vor allen Gemählden vorüber, und es war mir, als dürfte ich ſie nun erſt recht betrachten und verehren.

Ich konnte der Gewalt in mir nicht widerſtehen: — ich bin nun, theurer Sebaſtian, zu jenem Glauben hinübergetreten, und ich fühle mein Herz froh und leicht. Die Kunſt hat mich allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl ſagen, daß ich

nun erſt die Kunſt ſo recht verſtehe und innerlich faſſe. Kannſt Du es nennen, was mich ſo verwandelt, was wie mit Engelsſtimmen in meine Seele hineingeredet hat, ſo gieb ihm einen Nahmen, und belehre mich über mich ſelbſt; ich folgte bloß meinem innerlichen Geiſte, meinem Blute, von dem mir jetzt jeder Tropfen geläuterter vorkömmt.

Ach! glaubte ich denn nicht ſchon ehemals die heiligen Geſchichten und die Wunderwerke, die uns unbegreiflich ſcheinen? Kannſt Du ein hohes Bild recht verſtehen, und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in dieſem Momente die Darſtellung zu glauben? Und was iſt es denn nun mehr, wenn dieſe Poeſie der göttlichen Kunſt bey mir länger wirkt?

Dein Herz wird ſich dem meinigen gewiß nicht abwenden, das iſt nicht möglich, Sebaſtian, und ſo laß uns denn zu demſelben Gotte beten, daß er unſer Gemüth hinführo immer mehr erleuchte, und die wahre Frömmigkeit auf uns herniedergieße: nicht wahr, Freund meiner Jugend, das übrige ſoll und kann uns nicht trennen?

Lebe recht wohl, und grüße herzlich unſern Meiſter. Wenn Du auch nicht meiner Meynung biſt, wird Dir dieſer Brief doch gewiß Freude machen, denn Du erfährſt daß ich glücklich bin.

Die Bildniſſe der Mahler.

Die Muſe tritt mit einem jungen Künſtler in den Gemähldeſaal.

Die Muſe.

Wandle hier mit ſtillem, heiterm Ernſte,
Freundlich beygeſellt den großen Meiſtern,
Die mit Liebe deinen Buſen füllen:
Ruhe hier, nach ihren theuren Werken,
Im Beſchauen ihrer Häupter aus.

Der Jüngling.

Wie fühl' ich mich hingezogen!
Wie pocht mein Herz
Den ſüßen, labenden Blicken entgegen!
Ach! wie demüthigt ihr mich,
Daß ihr alle ſo ernſt nach mir,
Wie nach Einem Mittelpunkte ſchaut.
Wie fühl' ich mich verwandt zu euch,
Und wie entfremdet!
Kühn möcht' ich jetzt den Pinſel faſſen,
Und herrliche, große Geſtalten
Mit feſter Hand, mit dreiſten Farben zeichnen: —
Und dennoch wag' ich's kaum
Den großen Ahnherrn hier ins Angeſicht zu blicken.
Wie unter Geiſtern bin ich feſtgebannt, —
Und wunderbare Lichter fallen

Von allen Bildern hier
In meinen dämmernden, ahndungsvollen Sinn. —
Wie nannte ſich dieſer Greis,
Der mit freundlichen Blicken
Gedankenſchwer in ſeiner eignen Größe ruht?

Die Muſe.

Dieſe theuren langen Silberhaare,
Die ſo ſchön ins Haar des Bartes fallen,
Zierten einſt den alten weiſen Mahler
Aus Toscana, meinen Leonardo,
Der die große Schule dort gegründet.

Der Jüngling.

Geprieſen ſey die Hand, die uns dies theure Haupt
In ämſ'ger Arbeit aufbewahrt.
Er iſt's! ich ſeh' ihn, wie er ſinnt,
Und freundlich in die große weite Natur ſchaut,
Und wie er raſtlos wieder
Nach neuer Erkenntniß trachtet. —
Doch wer iſt dieſer Mann,
In Blick und Stellung ihm faſt ähnlich,
Doch ernſt, und tiefer in ſich ſelbſt verſchloſſen?

Die Muſe.

Albrecht Dürer, der ſich mir ergeben,
Heilig betend ſich an mich gedränget,
Als im fernen wüſten Norden keiner,

Mich und meine Kunſt geachtet: fromm und
Einfach war ſein Wandel, Kindern ähnlich.
Wie er ſelbſt, ſind alle ſeine Bilder.

Der Jüngling.

Ja, ich erkenne den ſtillen Fleiß,
Die heilige Demuth des Hochbelobten,
Die innere Arbeit des thätigen Geiſtes. —
Doch deute mir den Nahmen dieſes,
Vor deſſen wildem Blick ich heimlich im Innern
Zuſammenſchaudre, wenn ihn mein Auge trifft!

Die Muſe.

Dieſer iſt der Stolz des Vaterlandes,
Schönſtes Kleinod von Toscana, — Staunen
Seiner Nachwelt: ſieh' die Kraft des großen
Michel' Angelo Buonarotti.

Der Jüngling.

Ha! der Gewaltige, ſtark wie ein Löwe!
Der mit Erhabenheiten, mit dem Grauſen ſpielte. —
Aber die Sehnſucht drängt mich fern und ferner, —
Raſtlos irr' ich mit meinem Blick umher,
Und immer find' ich nicht was ich ſuche.
Keine Stirn iſt edel und ſo begeiſtert,
Kein Auge ernſt genug und tief-erforſchend: —
Abſeits und einſam, mit langem Barte,
Wunderbarem Heiligenſchein um graue Locken,
Hängt vielleicht der göttliche Raphael.

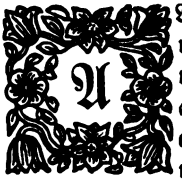
Die Muſe.

Dieſer Jüngling hier war Raphael.

Der Jüngling.

Dieſer Jüngling? — Unerforſchlich, Gott!
Sind Deine Wege,
Unerforſchlich die tiefen Wunder der Kunſt!
Dieſes heitre, unbefangne Auge
Sah auf ſelbſterſchaffne Chriſtusbilder,
Madonnen, Heilige und Apoſtel,
Und alte Weiſen, und wilde Schlachten! —
Ach! er ſcheint nicht älter als ich ſelber.
Ueber kleine frohe Spiele ſcheint er ſinnend,
Und das Sinnen wieder ſcheint ihm Spiel.
Wie ich mich ihm ſo nah, ach! ſo vertraulich fühle!
Wie kein Ernſt, kein hoher Greiſesſtolz
Mich Armen rückwärts hält, — wie ich ihm an die Bruſt
Mit Weinen ſinken möchte, und in Freude vergehn!
Ach! er würde mich gern in ſeine Arme nehmen,
Und freundlich mich über meine Bewunderung,
Ueber mein Glück zu tröſten ſuchen. —
Nein, ich laſſe den Thränen ihren Lauf; —
In der ſchönſten Bildung hat ſich in dir
Die himmliſche Kunſt den Menſchenkindern offenbart. —

Die Mahlerchronik.



Als ich in meiner Jugend mit unruhigem Geiſte hier und dort umherzog, und überall begierig aufſchaute, wo von Kunſtſachen etwas zu ſehen war, befand ich mich auch einmal auf einem fremden gräflichen Schloſſe, wo ich drey Tage lang mich an den vielen Gemählden nicht ſatt ſehen konnte. Ich wollte ſie alle auswendig lernen, und erhitzte mein Blut dabey ſo ſehr, daß mir die tauſend mannigfaltigen Bilder den Kopf ganz verwirrten. Am dritten Tage kam ein alter Mann, ein reiſender italieniſcher Pater im Schloſſe an, deſſen Nahmen ich bis auf dieſe Stunde nicht erfahren habe; auch habe ich ſeit dem Tage nie wieder von ihm gehört. Er war ein grundgelehrter Mann, und hatte ſo viel Dinge in ſeinem Kopfe, daß ich erſtaunen mußte; im Aeußern glich er einem Weltweiſen aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Obwohl ich nun noch ſo jung war, ließ er ſich doch gar freundlich ins Geſpräch mit mir ein, (denn er mußte irgend etwas, das ihm gefiel, an mir finden,) und ging mit mir den ganzen Tag in den Bilderſälen umher.

Da er meinen großen Eifer in Betrachtung der Gemählde wahrnahm, fragte er mich: Ob ich

denn auch die Meiſter zu nennen wüßte, welche dieſes und jenes Stück gemacht hätten? Ich antwortete, daß ich die berühmteſten wohl kennte. Darauf fragte er mich wieder: Ob ich denn nicht mehr von ihnen wüßte, als die Nahmen? Wie er merkte, daß ich wirklich nicht viel mehr wußte, nahm er das Wort, und ſprach zu mir:

„Du haſt bisher die ſchönen Bilder angeſtaunt, mein lieber Sohn, als wären es Wunderwerke, vom Himmel auf die Erde heruntergefallen. Aber bedenke, daß dies Alles Werk von Menſchenhänden iſt, — daß manche Künſtler ſchon in Deinen Jahren ganz vortreffliche Sachen zu Stande brachten. Was meynſt Du nun? Sollteſt Du nicht Luſt empfinden, von den Männern, welche ſich in der Mahlerey hervorgethan haben, etwas mehreres zu erfahren? Es giebt uns wunderbare Gedanken ein, wenn wir betrachten, wie ihre Werke in immer gleicher ewiger Herrlichkeit glänzen; die Schöpfer dieſer Werke aber, im Leben und Sterben, Menſchen wie wir andre geweſen ſind, in denen nur, ſo lange ſie lebten, ein beſondres himmliſches Feuer brannte. Dergleichen Betrachtungen verſetzen uns in eine wehmüthige und träumeriſche Stimmung, in welcher immer allerhand gute Ideen uns vorüberzuziehen pflegen.“

Ich erinnere mich der Worte des lieben, redſeligen alten Mannes noch ſehr genau, und mit

dem herzlichſten Vergnügen; drum will ich noch mehr davon aufzuzeichnen ſuchen.

Er fuhr, wie er ſah, daß ich ſtill und begierig zuhörte, ungefähr alſo fort:

„Ich habe mit Freude bemerkt, mein Sohn, daß Dein Gemüth ſehr zu dem vortrefflichen Raphael hinhängt. Wenn Du nun vor einem recht herrlichen Bilde ſeiner Hände da ſtehſt, jeden ſeiner Pinſelſtriche mit Ehrfurcht betrachteſt, und denkſt: Hätt' ich den heiligen Mann doch im Leben geſehn! wie hätt' ich ihn anbeten wollen! — und nun hörteſt Du dabey die alten Lebensbeſchreiber der Mahler folgendermaßen von ihm erzählen: — Dieſer Raphael Sanzio war das einzige Kind ſeiner Aeltern; herzlich liebte ihn der Vater, und wollte ausdrücklich, daß ihn die Mutter mit eigener Milch groß ſäugte, damit er nicht unter die gemeinen Leute käme; und da er heran wuchs, half er als ein zarter Knabe dem Vater bey der Arbeit, und der Vater war froh, daß er ſeine Sachen ſo gut machte; um ihn aber was rechtes lernen zu laſſen, nahm er Abrede mit Meiſter Pietro von Perugia, daß er ihn in die Lehre nähme, und führte ihn ſelber mit großen Freuden nach Perugia hin, wo Pietro den Knaben gar freundlich aufnahm; aber die Mutter hatte beym Abſchied viel Thränen vergoſſen, und konnte ſich kaum von dem Kinde losreißen, denn auch

ſie liebte es herzinniglich: — — ſage mir, wie wird Dir zu Muth, wenn Du das anhörſt? Iſt Dir nicht lieblich und wohl dabey, dieſe Dinge zu vernehmen? — — Und dies war eben derſelbe Menſch, der nach kurzen ſieben und dreyßig Jahren, von aller Welt betrauert, kalt und bleich im Sarge lag. — Der Leichnam lag in ſeinem Arbeitszimmer, und ein köſtliches Leichengedicht, das göttliche Gemählde von der Transfiguration, ſtand neben dem Sarge auf der Stafeley. — Dies Gemählde, worin wir noch jetzt das Elend der Erde, den Troſt edler Männer, und die Glorie des Himmelreichs in ſo herrlicher Vereinigung dargeſtellt ſehn, — und der Meiſter, von dem es erdacht und ausgeführt war, kalt und bleich daneben." —

Mich reizten dieſe Sachen außerordentlich, und ich bat den fremden Mann, mir noch mehr von Raphael zu erzählen.

„Das ſchönſte, was ich Dir von ihm ſagen kann," antwortete er, „iſt, daß er als Menſch eben ſo edel und liebenswürdig war, wie als Künſtler. Er hatte nichts von dem finſtern und ſtolzen Weſen anderer Künſtler, welche manchmal mit Fleiß allerhand Seltſamkeiten annehmen; ſein ganzes Leben und Weben auf Erden war einfach, ſanft und heiter, wie ein fließender Bach. Seine Gefälligkeit ging ſo weit, daß wenn fremde,

auch ganz unbekannte Mahler ihn um Zeichnungen von seiner Hand ersuchten, er seine Arbeit liegen ließ, und sie zuerst befriedigte. So half er sehr vielen aus, und belehrte sie wie ein Vater, höchst liebreich. Seine Vortrefflichkeit in der Kunst versammelte eine Menge Mahler um ihn her, die sich beeiferten seine Schüler zu seyn, obwohl sie den Lehrjahren selber zum Theil schon entwachsen waren. Sie begleiteten ihn, wenn er an den Hof ging, aus seinem Hause, und machten ein großes Gefolge aus. So viele Mahler von verschiedenen Sinnen aber hätten gewiß nicht ohne Uneinigkeit und Zwietracht mit einander gelebt, hätte nicht der Geist ihres großen Meisters auf eine zauberhafte Weise sie wie eine Sonne des Friedens beschienen, und alle Flecken von ihrer Seele getilgt. So wurden sie von seinem Geiste, wie von seinem Pinsel besiegt. — Noch findet sich in dem Leben Raphaels eine schöne Wundergeschichte, und das ist diese. Er mahlte einen vortrefflichen kreuztragenden Christus mit vielen Figuren, welcher für ein Kloster in Palermo bestimmt war. Aber das Schiff, worin das Bild hingebracht werden sollte, litt heftigen Sturm und Schiffbruch; Menschen und Waaren gingen zu Grunde; — nur dies Gemählde, — es war eine besondere Fügung der Vorsicht, — dies Gemählde ward von freundlichen Wellen bis in den Hafen von Genua ge-

tragen, wo man es völlig unverſehrt aus ſeinem Kaſten herausnahm. Alſo bewieſen ſelbſt die wilden Elemente dem heiligen Manne ihre Ehrfurcht. Es ward darauf nach Palermo gebracht, und iſt dort, wie der alte Vaſari ſich ausdrückt, für ein eben ſo großes Kleinod der Inſel Sicilien geachtet, als der Berg Aetna." —

Ich freute mich über die herrlichen Geſchichten immer inniger, drückte dem Pater die Hände, und fragte ſehr begierig: Aber woher habt Ihr alle dieſe Sachen erfahren?

„Wiſſe, mein Sohn," antwortete er, „es haben mehrere verdiente Männer Chroniken der Kunſtgeſchichte geführt, und die Leben der Mahler ausführlich beſchrieben, von denen der älteſte, und zugleich wohl der vornehmſte, Giorgio Vaſari mit Nahmen heißt. Wenige leſen dieſe Bücher heutiges Tages, obwohl viel Geiſt und Menſchenweisheit darinnen verborgen liegt. Bedenk' einmal, was es ſchön iſt, die Männer, die Du nach ihrer verſchiedenen Art den Pinſel zu führen kenneſt, nun auch nach ihren verſchiedenen Charaktern und Sitten kennen zu lernen. Beydes fließt Dir dann in ein Bild zuſammen: und wenn Du die mit ganz trockenen Worten erzählten Geſchichten mit dem rechten, innigen Gefühle faſſeſt, ſo wird eine herrliche Erſcheinung, nämlich der Künſtlercharakter vor Dir aufſteigen, der,

wie er ſich ſo mannigfaltig in den tauſend verſchiedenen einzelnen Menſchen zeigt, Dir ein ganz neues, liebliches Schauſpiel gewähren wird. Jeder Charakter wird Dir ein eigenes Gemählde ſeyn, und Du wirſt eine herrliche Gallerie von Bildniſſen zum Spiegel Deines Geiſtes um Dich her verſammelt haben."

Dies verſtand ich damals noch nicht recht, wiewohl es nachher, nachdem ich die gedachten Bücher geleſen habe, ganz meine eigene Meynung geworden iſt. — Indeſſen lag ich dem guten alten Pater ſehr dringend an, mir immer noch mehr ſchöne Geſchichten aus der Mahlerchronika zu erzählen. „Ich will mich beſinnen," ſagte er mit lächelndem Munde, „ich rede gern von den alten Mahlergeſchichten." Und nun erzählte er mir fürwahr eine ganze Menge der ſchönſten Hiſtorien; denn er hatte alle Bücher, die je von der Kunſt geſchrieben ſind, oftmals geleſen, und wußte das Beſte daraus im Kopfe. Mir waren ſeine Erzählungen ſo eindringlich, daß ich ſie faſt noch mit ſeinen Worten bis jetzt behalten habe, und ich will ein Theil davon zur Luſt wieder erzählen.

Als wir in dem Bilderſaal, wo wir uns befanden, auf ein Gemählde von dem vortrefflichen Domenichino trafen, ſagte er mir, daß dieſer Mahler ein merkwürdiges Beyſpiel von einem

heißen Eifer in der Kunſt abgebe, und fuhr, um dies zu beweiſen, alſo fort:

„Ehe dieſer Meiſter ein Gemählde anfing, dachte er eine lange Zeit vorher darüber nach, und blieb wohl manchmal ganze Tage lang allein in ſeinem Gemach, bis das Bild in allen kleinſten Theilen vollendet vor ſeiner Seele ſtand. Dann war er vergnügt, und ſagte: nun iſt die Hälfte der Arbeit gethan. Und hatte er einmal zum Pinſel gegriffen, ſo blieb er wieder den ganzen Tag bey der Stafeley angeheftet, und mochte ſich kaum ein paar Minuten zum Eſſen abbrechen. Er mahlte mit größtem Fleiß und Vollendung, und überall legte er tiefen Ausdruck hin. Als einer ihn einmal bereden wollte, ſich nicht ſo abzuquälen, ſondern die leichtere Manier anderer Mahler zu ergreifen, antwortete er ganz kurz: Ich arbeite bloß für mich, und die Vollkommenheit der Kunſt. Er konnte nicht begreifen, wie andre Mahler die größten und wichtigſten Sachen mit ſo weniger Theilnahme arbeiten mochten, daß ſie während des Mahlens immerfort mit ihren Bekannten ſchwatzen konnten. Drum hielt er dieſe auch für bloße Handarbeiter, die das innere Heiligthum der Kunſt nicht kennten. Er ſelber war, wenn er mahlte, immer mit ſo lebendiger Seele in ſeinem Gegenſtande drinnen, daß er in ſich ſelbſt die Empfindungen und Affekten fühlte,

die er vorſtellen wollte, und ſich unwillkührlich darnach gebehrdete. Manchmal, wenn er eine trauernde Figur im Sinn hatte, hörte man ihn in ſeinem Arbeitszimmer mit unterdrückter, ächzender Stimme wehklagen; oder wenn es ein freudiges Geſicht ſeyn ſollte, ſo war er munter, und ſprach lebhaft mit ſich allein. Er mahlte darum in einem abgelegenen Gemach, und ließ keinen, auch von ſeinen Schülern nicht, hinzu, um nicht in ſeinen Entzückungen geſtört, und für närriſch verlacht zu werden. In ſeinen jüngern Jahren war er auch einmal in ſo einer entzückten Stunde, als ſich ein recht rührendes Schauſpiel ereignete. Der vortreffliche Annibale Caracci kam eben, ihn zu beſuchen: wie er aber die Thür öffnete, ſah er ihn ganz aufgebracht vor der Stafeley ſtehn, voller Wuth und Zorn, und mit einer drohenden Gebehrde. Er blieb ſtill an der Thür, und ward gewahr, daß ſein Freund bey dem Bilde von der Marter des heiligen Andreas beſchäftigt war, und eben einen trotzigen Kriegsknecht mahlte, der dem Apoſtel droht. Mit inniger Freude und Verwunderung ſah er ihm eine ganze Zeitlang zu, und regte ſich nicht; — aber endlich konnte er ſich nicht länger halten: — „Ich danke Dir!“ rief er aus, ſtürzte auf ihn zu, und fiel ihm mit klopfendem Herzen um den Hals.“ —

„Dieſer Annibale Caracci war ſelbſt ein

gar herrlicher, kräftiger Mann, der die stumme Größe der Kunst recht inniglich fühlte, und es besser achtete, selber große Werke hervorzubringen, als mit zierlichen, leichten Worten um große Werke der Kunst herumzuspielen. Sein Bruder Agostino dagegen war, neben seiner Kunst, ein feiner Weltmann, ein Litteratus und Sonnettendichter, der über Kunstsachen gern viel Worte machte. Als nun beyde von Rom zurückgekommen waren, und wieder in ihrer Akademie in Bologna saßen und arbeiteten, fing dieser Agostino einstmals an, die merkwürdige antike Gruppe des Laokoon gar weitläuftig zu beschreiben, und alle die einzelnen Schönheiten mit gar zierlichen Reden herauszustreichen. Wie nun sein Bruder Annibale ganz kalt und träumerisch daneben stand, als wenn er es nicht verstände, ward jener ungehalten, und fragte: ob er denn nichts davon fühlte? Das verdroß ihn innerlich; stillschweigend nahm er eine Kohle, ging an die Wand, und zeichnete schnell aus dem Kopf die ganze Gruppe vom Laokoon den Umrissen nach so treu und richtig hin, daß man sie vor Augen zu sehen glaubte. Dann trat er lächelnd von der Wand zurück, — alle Anwesende aber erstaunten, und Agostino gab sich für überwunden, und erkannte ihn als den Sieger im Wettstreit." —

Als der fremde Mann diese Geschichten erzählt

hatte, kam ich auf andre Dinge mit ihm zu reden, und fragte ihn unter andern: ob er nicht auch Geſchichten von Knaben wüßte, die von früher Jugend an einen beſondern Hang zur Mahlerkunſt gehabt hätten?

„O ja,“ ſagte der fremde Mann lächelnd, „es wird uns von mehreren Knaben berichtet, die in ganz ſchlechtem Stande gebohren und erzogen, und daraus gleichſam vom Himmel zur Mahlerkunſt berufen wurden. Davon fallen mir mehrere Exempel ein. Gleich einer der allerälteſten Mahler von Italien, Giotto, war in der Jugend nichts weiter als ein Hirtenjunge, der die Schafe hütete. Er hatte ſeine Freude daran, ſeine Schafe auf Steinen oder im Sande abzuzeichnen; dabey betraf ihn einmal Cimabue, der Urvater aller Mahler, und nahm ihn mit ſich, da der Knabe denn bald ſeinen Lehrmeiſter überſah. Wenn ich nicht irre, ſo werden uns ganz ähnliche Geſchichten vom Domenico Beccafumi, und auch von dem geſchickten Bildhauer Contucci erzählt, der als Knabe das Vieh, das er weiden mußte, in Thon nachbildete. So war auch der bekannte Polidoro da Caravaggio anfangs weiter nichts, als ein Burſche, der den Maurern am Vatikan den Mörtel zutrug; dabey aber ſah er den Schülern Raphaels, die eben dort arbeiteten, fleißig zu, bekam eine unwiderſtehliche Luſt zum Mahlen, und lernte gar

ſchnell und eifrig. — Ja, es fällt mir noch ein ſehr artiges Exempel ins Gedächtniß, von dem alten franzöſiſchen Mahler Jacob Callot; der hatte als Knabe viel von den herrlichen Sachen in Italien reden hören, und bekam, da er das Zeichnen über alles liebte, eine Wuth das herrliche Land zu ſehn. Als ein Knabe von eilf Jahren lief er heimlich dem Vater fort, ohne einen Kreuzer Geld in der Taſche, und wollte geradesweges nach Rom. Er mußte ſich bald aufs Betteln legen, und wie er auf ſeinem Wege einen Trupp Zigeuner antraf, ſchlug er ſich dazu, und wanderte mit ihnen bis Florenz, wo er wirklich bey einem Mahler in die Lehre kam. Dann ging er nach Rom; hier aber ſahen ihn franzöſiſche Kaufleute aus ſeiner Vaterſtadt, welche die Noth und Angſt der Aeltern um ihn wußten, und ihn mit Gewalt mit ſich zurücknahmen. Als der Vater ihn wieder hatte, wollte er ihn zwingen, ſich fleißig an die Studia zu halten; allein das war alles verlorene Mühe. Im vierzehnten Jahre lief er zum zweytenmal fort nach Italien; aber ſein Unſtern wollte, daß er in Turin auf der Straße ſeinem ältern Bruder begegnen mußte, der ihn von neuem zu dem Vater zurückſchleppte. Endlich ſah dieſer ein, daß kein Mittel half, und gab ihm nun von freyen Stücken die Erlaubniß, zum drittenmal nach Italien zu gehn, wo er ſich denn auch zu

einem wackern Künſtler bildete. Bey allen ſeinen jugendlichen Streifereyen war er immer ohne Gefahr geblieben, und hatte ſeine ganze Unſchuld der Seele behalten; denn er mußte unter beſonderer Obhut des Himmels ſtehen. Noch iſt merkwürdig von ihm, daß er als Knabe immer um zweyerley zu Gott betete, nämlich: daß er, er werde was er wolle, ſich in ſeinem Thun vor allen andern auszeichnen möchte; — und dann, daß er nicht über drey und vierzig Jahre alt würde. Und was wunderbar iſt, ſo ſtarb er wirklich im drey und vierzigſten Jahre." —

Der alte Pater hatte dieſe Geſchichten mit vielem Antheil erzählt. Dann ging er ſinnend auf und nieder, und ich ſah ihm an, daß er in angenehmen Träumen unter dem Haufen der alten Mahler umherirrte. Ich ließ ihn gern in ſeinen Betrachtungen, und freute mich, daß er ſich noch auf mehr Sachen beſinnen würde, denn die Erinnerungen ſchienen ihm immer lebendiger zu werden. Und wirklich fing er nach einer kleinen Weile wieder alſo an:

„Da kommen mir noch ein paar ſchöne Anekdoten ins Gedächtniß, die, auf zwiefache verſchiedene Weiſe, bezeugen, was für eine mächtige Gottheit die Kunſt für den Künſtler iſt, und mit welcher Gewalt ſie ihn beherrſcht. — Es war einmal ein alter Florentiniſcher Mahler, mit

Nahmen Mariotto Albertinelli, ein eifriger Künſtler, aber ein gar unruhiger und ſinnlicher Menſch. Er ward des unſichern und mühſeligen Studiums an den mechaniſchen Theilen der Kunſt, und der häßlichen Feindſchaften und Verfolgungen der Nebenkünſtler endlich ganz überdrüßig, und weil er gern gut leben mochte, ſo entſchloß er ſich ein luſtigeres Gewerbe zu ergreifen, und legte ein Gaſthaus an. Herzlich vergnügt war er, wie die Sache im Gange war, und ſagte öfters zu ſeinen Freunden: „Seht! das iſt ein beſſer Handwerk! Nun quäl' ich mich nicht mehr um die Muskeln gemahlter Menſchen, ſondern ſpeiſe und ſtärke lebendige, und, was das beſte iſt, bin vor dem abſcheulichen Anfeinden und Verläumden ſicher, ſo lang' ich nur guten Wein im Faſſe habe." — Aber was geſchah? Wie er eine Zeitlang dies Leben geführt hatte, ſtellte ſich ihm die göttliche Erhabenheit der Kunſt auf einmal wieder ſo lebhaft vor Augen, daß er plötzlich ſein Gaſthaus aufgab, und eifrig, als ein Bekehrter, ſich der Kunſt von neuem in die Arme warf." —

Die andre Geſchichte iſt dieſe. Der wohlbekannte und berühmte Parmeggiano mahlte als ein junger Mann in Rom ſehr vortreffliche Sachen für den Pabſt, und zwar grade zu der Zeit, als der deutſche Kaiſer Karl der Fünfte die Stadt belagerte. Deſſen Truppen nun brachen

in die Thore ein, und plünderten alle Häuſer, der Großen wie der Geringen. Parmeggiano aber achtete auf nichts weniger als auf den Kriegslärm und Tumult, und blieb ruhig bey ſeiner Arbeit. Auf einmal brechen etliche Kriegsmänner ins Gemach herein, und ſiehe! er bleibt immer noch feſt und ämſig an ſeiner Stafeley. Da erſtaunten dieſe wilden Menſchen, die ſelbſt Tempel und Altar nicht geſchont hatten, über den großen Geiſt des Mannes ſo ſehr, daß ſie ihn, als wär' er ein Heiliger, nicht anzurühren wagten, und ihn ſogar gegen die Wuth anderer beſchützten." —

„Wie wunderbar iſt das alles," rief ich; „aber nun bitt' ich euch noch um ein einziges," fuhr ich zu dem lieben fremden Manne fort, — „ſagt mir, ob es wahr iſt, was ich einſt hörte, daß die älteſten Mahler von Italien ſo gottesfürchtige Männer geweſen ſind, und die heiligen Geſchichten immer mit rechter Gottesfurcht gemahlt haben? Mehrere Leute, die ich darum befragte, lachten mich aus, und ſagten, das ſey eitel Einbildung und ein artig-erfundenes Mährchen."

„Nein, mein Sohn," verſetzte der liebe Mann zu meinem Troſt, „das iſt keine poetiſche Erfindung, ſondern, wie ich Dir aus den alten Büchern bezeugen kann, die lautere Wahrheit. Dieſe ehrwürdigen Männer, von denen mehrere ſelbſt Geiſtliche und Kloſterbrüder waren, widmeten

die von Gott empfangene Geſchicklichkeit ihrer Hand auch bloß göttlichen und heiligen Geſchichten, und brachten ſo einen ernſthaften und heiligen Geiſt, und ſo eine demüthige Einfalt in ihre Werke, wie es ſich zu geweiheten Gegenſtänden ſchickt. Sie machten die Mahlerkunſt zur treuen Dienerinn der Religion, und wußten nichts von dem eitlen Farbenprunk der heutigen Künſtler: ihre Bilder, in Kapellen und an Altären, gaben dem, der davor kniete und betete, die heiligſten Geſinnungen ein. Einer der alten Männer, Lippo Dalmaſio, war wegen ſeiner herrlichen Madonnen berühmt, wovon Pabſt Gregorius der Dreyzehnte eine vorzügliche in ſeinem Gemache zur Privatandacht bey ſich hatte. Ein andrer, Fra Giovanni Angelico da Fieſole, Mahler und Dominikanermönch zu Florenz, war wegen ſeines ſtrengen und gottesfürchtigen Lebens beſonders berühmt. Er kümmerte ſich gar nicht um die Welt, ſchlug ſogar die Würde eines Erzbiſchoffs aus, die der Pabſt ihm antrug, und lebte immer ſtill, ruhig, demüthig und einſam. Jedesmal, bevor er zu mahlen anfing, pflegte er zu beten; dann ging er ans Werk, und führte es aus, wie der Himmel es ihm eingegeben hatte, ohne weiter darüber zu klügeln und zu kritiſiren. Das Mahlen war ihm eine heilige Bußübung; und manchmal, wenn er Chriſti Leiden am Kreuz mahlte, ſah

man während der Arbeit große Thränen über ſein Geſicht fließen. — Das Alles iſt nicht ein ſchönes Mährchen, ſondern die reine Wahrheit.“ —

Den Beſchluß machte der Pater mit einer recht ſeltſamen Geſchichte, welche ebenfalls in jene alte Periode der religiöſen Mahlerkunſt fällt.

„Einer der frühſten Mahler,“ erzählte er, „welcher uns Spinello genannt wird, mahlte in ſeinem Alter für die Kirche S. Agnolo zu Arezzo ein ſehr großes Altarblatt, worauf er den Lucifer und den Sturz der böſen Engel vorſtellte: in der Luft den Engel Michael, wie er mit dem ſiebenköpfigen Drachen kämpft, und unten den Lucifer in der Geſtalt des ſcheußlichſten Ungeheuers. Von dieſer gräulichen Teufelsgeſtalt war nun ſein Kopf ſo eingenommen, daß, wie erzählt wird, der böſe Geiſt ihm grade ſo geſtaltet im Traume erſchien, und ihn fürchterlich fragte: warum er ihn in dieſer ſchändlichen, beſtialiſchen Bildung vorgeſtellt, und an welchem Ort er ihn in dieſer Unform geſehn habe? Der Mahler erwachte aus dem Traum an allen Gliedern zitternd, — er wollte um Hülfe rufen, und konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen. Von der Zeit an war er immer halb von ſich, und behielt einen ſtieren Blick; auch ſtarb er nicht lange darauf. Das wunderbare Gemählde aber iſt noch heutiges Tages an ſeiner alten Stelle zu ſehen.“ — —

Der fremde Pater ging bald darauf fort, und reiſte weiter, ohne daß ich einmal Abſchied von ihm nehmen konnte. Mir war wie im Traum, als ich alle die ſchönen Hiſtorien gehört hatte; — ich war in eine ganz neue, wunderbare Welt eingeführt. Begierig fragte ich überall nach, um alle die Bücher von Lebensgeſchichten der Mahler, beſonders auch das Werk des Giorgio Vaſari zu bekommen; ich las ſie mit Liebe und Eifer, und ſiehe! ich fand in dieſen Büchern alle die Hiſtorien aufgezeichnet, die der fremde Pater erzählt hatte. Dieſer mir unvergeßliche Mann iſt es geweſen, der mich auf das Studium der Künſtlergeſchichte geleitet hat, welches dem Verſtande, dem Herzen und der Phantaſie ſo viel Nahrung giebt, und ich habe ihm darum gar viele glückliche Stunden zu verdanken.

Das merkwürdige muſikaliſche Leben

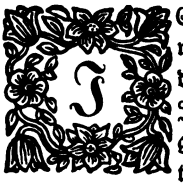
des

Tonkünſtlers

Joſeph Berglinger.

In zwey Hauptſtücken.

Erſtes Hauptſtück.



Ich habe mehrmals mein Auge rückwärts gewandt, und die Schätze der Kunſtgeſchichte vergangener Jahrhunderte zu meinem Vergnügen eingeſammelt; aber jetzt treibt mich mein Gemüth, einmal bey den gegenwärtigen Zeiten zu verweilen, und mich an der Geſchichte eines Künſtlers zu verſuchen, den ich ſeit ſeiner frühen Jugend kannte, und der mein innigſter Freund war. Ach leider biſt du bald von der Erde weggegangen, mein Joſeph! und nicht ſo leicht werd' ich deinesgleichen wieder finden. Aber ich will mich daran laben, der Geſchichte deines Geiſtes, von Anfang an, ſo wie du mir oftmals in ſchönen Stunden ſehr ausführlich davon erzählt haſt, und ſo wie ich ſelbſt dich innerlich kennen gelernt habe,

in meinen Gedanken nachzugehen, und denen, die Freude daran haben, deine Geſchichte erzählen. —

Joſeph Berglinger ward in einem kleinen Städtchen im ſüdlichen Deutſchlande gebohren. Seine Mutter mußte die Welt verlaſſen, indem ſie ihn darein ſetzte; ſein Vater, ſchon ein ziemlich bejahrter Mann, war Doktor der Arzneygelehrſamkeit, und in dürftigen Vermögensumſtänden. Das Glück hatte ihm den Rücken gewandt; und es koſtete ihn ſauren Schweiß, ſich und ſechs Kinder, (denn Joſeph hatte fünf weibliche Geſchwiſter,) durch das Leben zu bringen, zumal da ihm nun eine verſtändige Wirthſchafterinn mangelte.

Dieſer Vater war urſprünglich ein weicher und ſehr gutherziger Mann, der nichts lieber thun mochte, als helfen, rathen und Allmoſen geben, ſo viel er nur vermögend war; der nach einer guten That beſſer ſchlief als gewöhnlich; der lange, mit herzlicher Rührung und Dank gegen Gott, von den guten Früchten ſeines Herzens zehren konnte, und ſeinen Geiſt am liebſten mit rührenden Empfindungen nährte. Man muß in der That allemal von tiefer Wehmuth und herzlicher Liebe ergriffen werden, wenn man die beneidenswerthe Einfachheit dieſer Seelen betrachtet, welche in den gewöhnlichen Aeußerungen des guten Herzens einen ſo unerſchöpflichen Abgrund von Herrlichkeit finden, daß dies völlig ihr Himmel

auf Erden iſt, wodurch ſie mit der ganzen Welt verſöhnt, und immer in zufriedenem Wohlbehagen erhalten werden. Joſeph hatte ganz dieſe Empfindung, wenn er ſeinen Vater betrachtete; — aber ihn hatte der Himmel nun einmal ſo eingerichtet, daß er immer nach etwas noch Höherem trachtete; es genügte ihm nicht die bloße Geſundheit der Seele, und daß ſie ihre ordentlichen Geſchäfte auf Erden, als arbeiten und Gutes thun, verrichtete; — er wollte, daß ſie auch in üppigem Uebermuthe dahertanzen, und zum Himmel, als zu ihrem Urſprunge, hinaufjauchzen ſollte.

Das Gemüth ſeines Vaters war aber auch noch aus andern Dingen zuſammengeſetzt. Er war ein ämſiger und gewiſſenhafter Arzt, der Zeit ſeines Lebens an nichts als an der Kenntniß der ſeltſamen Dinge, die im menſchlichen Körper verborgen liegen, und an der weitläuftigen Wiſſenſchaft aller jammervollen menſchlichen Gebrechen und Krankheiten, ſeine Luſt gehabt hatte. Dieſes eifrige Studium nun war ihm, wie es öfters zu geſchehen pflegt, ein heimliches, nervenbetäubendes Gift geworden, das alle ſeine Adern durchdrang, und viele klingende Saiten des menſchlichen Buſens bey ihm zernagte. Dazu kam der Mißmuth über das Elend ſeiner Dürftigkeit, und endlich das Alter. Alles dieſes zehrte an der urſprünglichen Güte ſeines Gemüths; denn bey

nicht ſtarken Seelen geht alles, womit der Menſch zu ſchaffen hat, in ſein Blut über, und verwandelt ſein Inneres, ohne daß er es ſelber weiß.

Die Kinder des alten Arztes wuchſen bey ihm auf, wie Unkraut in einem verwilderten Garten. Joſephs Schweſtern waren theils kränklich, theils von ſchwachem Geiſte, und führten ein kläglich einſames Leben in ihrer dunklen kleinen Stube.

In dieſe Familie konnte niemand weniger paſſen, als Joſeph, der immer in ſchöner Einbildung und himmliſchen Träumen lebte. Seine Seele glich einem zarten Bäumchen, deſſen Samenkorn ein Vogel in das Gemäuer oder Ruinen fallen ließ, wo es zwiſchen harten Steinen jungfräulich hervorſchießet. Er war ſtets einſam und ſtill für ſich, und weidete ſich nur an ſeinen inneren Phantaſeyen; drum hielt der Vater auch ihn ein wenig verkehrt und blödes Geiſtes. Seinen Vater und ſeine Geſchwiſter liebte er aufrichtig; aber ſein Inneres ſchätzte er über alles, und hielt es vor andern heimlich und verborgen. So hält man ein Schatzkäſtlein verborgen, zu welchem man den Schlüſſel niemanden in die Hände giebt.

Seine Hauptfreude war von ſeinen frühſten Jahren an, die Muſik geweſen. Er hörte zuweilen jemanden auf dem Claviere ſpielen, und ſpielte auch ſelber etwas. Nach und nach bildete er ſich durch den oft wiederholten Genuß auf

eine ſo eigene Weiſe aus, daß ſein Inneres ganz und gar zu Muſik ward, und ſein Gemüth, von dieſer Kunſt gelockt, immer in den dämmernden Irrgängen poetiſcher Empfindung umherſchweifte.

Eine vorzügliche Epoche in ſeinem Leben machte eine Reiſe nach der biſchöflichen Reſidenz, wohin ein begüterter Anverwandter, der dort wohnte, und der den Knaben liebgewonnen hatte, ihn auf einige Wochen mitnahm. Hier lebte er nun recht im Himmel: ſein Geiſt ward mit tauſendfältiger ſchöner Muſik ergötzt, und flatterte nicht anders als ein Schmetterling in warmen Lüften umher.

Vornehmlich beſuchte er die Kirchen, und hörte die heiligen Oratorien, Cantilenen und Chöre mit vollem Poſaunen- und Trompetenſchall unter den hohen Gewölben ertönen, wobey er oft, aus innerer Andacht, demüthig auf den Knieen lag. Ehe die Muſik anbrach, war es ihm, wenn er ſo in dem gedrängten, leiſe murmelnden Gewimmel der Volksmenge ſtand, als wenn er das gewöhnliche und gemeine Leben der Menſchen, als einen großen Jahrmarkt, unmelodiſch durcheinander und um ſich herum ſummen hörte; ſein Kopf ward von leeren, irdiſchen Kleinigkeiten betäubt. Erwartungsvoll harrte er auf den erſten Ton der Inſtrumente; — und indem er nun aus der dumpfen Stille, mächtig und langgezogen, gleich dem Wehen eines Windes vom Himmel hervor-

brach, und die ganze Gewalt der Töne über ſeinem Haupte daherzog, — da war es ihm, als wenn auf einmal ſeiner Seele große Flügel ausgeſpannt, als wenn er von einer dürren Haide aufgehoben würde, der trübe Wolkenvorhang vor den ſterblichen Augen verſchwände, und er zum lichten Himmel emporſchwebte. Dann hielt er ſich mit ſeinem Körper ſtill und unbeweglich, und heftete die Augen unverrückt auf den Boden. Die Gegenwart verſank vor ihm; ſein Inneres war von allen irdiſchen Kleinigkeiten, welche der wahre Staub auf dem Glanze der Seele ſind, gereinigt; die Muſik durchdrang ſeine Nerven mit leiſen Schauern, und ließ, ſo wie ſie wechſelte, mannigfache Bilder vor ihm aufſteigen. So kam es ihm bey manchen frohen und herzerhebenden Geſängen zum Lobe Gottes ganz deutlich vor, als wenn er den König David im langen königlichen Mantel, die Krone auf dem Haupt, vor der Bundeslade lobſingend hertanzen ſähe; er ſah ſein ganzes Entzücken und alle ſeine Bewegungen, und das Herz hüpfte ihm in der Bruſt. Tauſend ſchlafende Empfindungen in ſeinem Buſen wurden losgeriſſen, und bewegten ſich wunderbar durcheinander. Ja bey manchen Stellen der Muſik endlich ſchien ein beſonderer Lichtſtrahl in ſeine Seele zu fallen; es war ihm, als wenn er dabey auf einmal weit klüger würde, und mit helleren

Augen und einer gewiſſen erhabenen und ruhigen Wehmuth, auf die ganze wimmelnde Welt herabſähe.

So viel iſt gewiß, daß er ſich, wenn die Muſik geendigt war, und er aus der Kirche herausging, reiner und edler geworden vorkam. Sein ganzes Weſen glühte noch von dem geiſtigen Weine, der ihn berauſcht hatte, und er ſah alle Vorübergehende mit andern Augen an. Wenn er dann etwa ein paar Leute auf dem Spatziergange zuſammenſtehn und lachen, oder ſich Neuigkeiten erzählen ſah, ſo machte das einen ganz eignen widrigen Eindruck auf ihn. Er dachte: du mußt Zeitlebens, ohne Aufhören in dieſem ſchönen poetiſchen Taumel bleiben, und dein ganzes Leben muß eine Muſik ſeyn.

Wenn er dann aber zu ſeinem Anverwandten zum Mittagseſſen ging, und es ſich in einer gewöhnlich-luſtigen und ſcherzenden Geſellſchaft hatte wohl ſchmecken laſſen, — dann war er unzufrieden, daß er ſo bald wieder ins proſaiſche Leben hinabgezogen war, und ſein Rauſch ſich wie eine glänzende Wolke verzogen hatte.

Dieſe bittere Mißhelligkeit zwiſchen ſeinem angebohrnen ätheriſchen Enthuſiasmus, und dem irdiſchen Antheil an dem Leben eines jeden Menſchen, der jeden täglich aus ſeinen Schwärmereyen mit Gewalt herabziehet, quälte ihn ſein ganzes Leben hindurch. —

Wenn Joſeph in einem großen Concerte war, ſo ſetzte er ſich, ohne auf die glänzende Verſammlung der Zuhörer zu blicken, in einen Winkel, und hörte mit eben der Andacht zu, als wenn er in der Kirche wäre, — eben ſo ſtill und unbeweglich, und mit ſo vor ſich auf den Boden ſehenden Augen. Der geringſte Ton entſchlüpfte ihm nicht, und er war von der angeſpannten Aufmerkſamkeit am Ende ganz ſchlaff und ermüdet. Seine ewig bewegliche Seele war ganz ein Spiel der Töne; — es war als wenn ſie losgebunden vom Körper wäre und freyer umherzitterte, oder auch als wäre ſein Körper mit zur Seele geworden, — ſo frey und leicht ward ſein ganzes Weſen von den ſchönen Harmonieen umſchlungen, und die feinſten Falten und Biegungen der Töne drückten ſich in ſeiner weichen Seele ab. — Bey fröhlichen und entzückenden vollſtimmigen Symphonieen, die er vorzüglich liebte, kam es ihm gar oftmals vor, als ſäh' er ein munteres Chor von Jünglingen und Mädchen auf einer heitern Wieſe tanzen, wie ſie vor- und rückwärts hüpften, und wie einzelne Paare zuweilen in Pantomimen zu einander ſprachen, und ſich dann wieder unter den frohen Haufen miſchten. Manche Stellen in der Muſik waren ihm ſo klar und eindringlich, daß die Töne ihm Worte zu ſeyn ſchienen. Ein andermal wieder wirkten die

Töne eine wunderbare Mischung von Fröhlichkeit und Traurigkeit in seinem Herzen, so daß Lächeln und Weinen ihm gleich nahe war; eine Empfindung, die uns auf unserm Wege durch das Leben so oft begegnet, und die keine Kunst geschickter ist auszudrücken, als die Musik. Und mit welchem Entzücken und Erstaunen hörte er ein solches Tonstück an, das mit einer muntern und heitern Melodie, wie ein Bach, anhebt, aber sich nach und nach unvermerkt und wunderbar in immer trüberen Windungen fortschleppt, und endlich in heftig-lautes Schluchzen ausbricht, oder wie durch wilde Klippen mit ängstigendem Getöse daherrauscht. — Alle diese mannigfaltigen Empfindungen nun drängten in seiner Seele immer entsprechende sinnliche Bilder und neue Gedanken hervor: — eine wunderbare Gabe der Musik, — welche Kunst wohl überhaupt um so mächtiger auf uns wirkt, und alle Kräfte unsers Wesens um so allgemeiner in Aufruhr setzt, je dunkler und geheimnißvoller ihre Sprache ist. —

Die schönen Tage, die Joseph in der bischöflichen Residenz verlebt hatte, waren endlich vorüber, und er mußte wieder nach seiner Vaterstadt in das Haus seines Vaters zurückkehren. Wie traurig war der Rückweg! Wie kläglich und niedergedrückt fühlte er sich wieder in einer Familie, deren ganzes Leben und Weben sich nur

um die kümmerliche Befriedigung der nothwendigsten physischen Bedürfnisse drehte, und bey einem Vater, der so wenig in seine Neigungen einstimmte! Dieser verachtete und verabscheute alle Künste als Dienerinnen ausgelassener Begierden und Leidenschaften, und Schmeichlerinnen der vornehmen Welt. Schon von jeher hatte er es mit Mißvergnügen gesehen, daß sein Joseph sich so sehr an die Musik gehängt hatte; und nun, da diese Liebe in dem Knaben immer höher wuchs, machte er einen anhaltenden und ernstlichen Versuch, ihn von dem verderblichen Hange zu einer Kunst, deren Ausübung nicht viel besser als Müssiggang sey, und die bloß die Lüsternheit der Sinne befriedige, zur Medicin, als zu der wohlthätigsten, und für das Menschengeschlecht allgemein-nützlichsten Wissenschaft zu bekehren. Er gab sich viele Mühe, ihn selber in den Anfangsgründen zu unterweisen, und gab ihm Hülfsbücher in die Hände.

Dies war eine recht quälende und peinliche Lage für den armen Joseph. Er preßte seinen Enthusiasmus heimlich in seine Brust zurück, um seinen Vater nicht zu kränken, und wollte sich zwingen ob er nicht nebenher eine nützliche Wissenschaft erlernen könnte. Aber das war ein ewiger Kampf in seiner Seele. Er las in seinen Lehrbüchern eine Seite zehenmal, ohne zu fassen, was

er las; — immer ſang ſeine Seele innerlich ihre melodiſchen Phantaſieen fort. Der Vater war ſehr bekümmert um ihn.

Seine heftige Liebe zur Muſik nahm in der Stille immer mehr überhand. War in einigen Wochen kein Ton in ſein Ohr gekommen, ſo ward er ordentlich am Gemüthe krank; er merkte, daß ſein Gefühl zuſammenſchrumpfte, es entſtand eine Leerheit in ſeinem Innern, und er hatte eine rechte Sehnſucht ſich wieder von den Tönen begeiſtern zu laſſen. Dann konnten ſelbſt gemeine Spieler an Feſt- oder Kirchweihtagen, mit ihren Blasinſtrumenten ihm Gefühle einflößen, wovon ſie ſelber keine Ahndung hatten. Und ſo oft in den benachbarten Städten eine ſchöne große Muſik zu hören war, ſo lief er mit heißer Begierde, im heftigſten Schnee, Sturm und Regen hinaus.

Faſt täglich rief er ſich mit Wehmuth die herrliche Zeit in der biſchöflichen Reſidenz in ſeinen Gedanken zurück, und ſtellte ſich die köſtlichen Sachen, die er dort gehört hatte, wieder vor die Seele. Oftmals ſagte er ſich die auswendigbehaltenen, ſo lieblichen und rührenden Worte des geiſtlichen Oratoriums vor, welches das erſte geweſen war, das er gehört, und welches einen vorzüglich tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte:

Stabat Mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius:
Cujus animam gementem,
Contristantem et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater unigeniti:
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas inclyti.

Und wie es weiter heißt.

Ach aber! — wenn ihm nun ſo eine entzückte Stunde, da er in ätheriſchen Träumen lebte, oder da er eben ganz berauſcht von dem Genuß einer herrlichen Muſik kam, dadurch unterbrochen wurde, daß ſeine Geſchwiſter ſich um ein neues Kleid zankten, oder daß ſein Vater der älteſten nicht hinreichend Geld zur Wirthſchaft geben konnte, oder der Vater von einem recht elenden, jammervollen Kranken erzählte, oder daß eine alte, ganz krummgebückte Bettelfrau an die Thür kam, die ſich in ihren Lumpen vor dem Winterfroſt nicht ſchützen konnte; — ach! es giebt in der Welt keine ſo entſetzlich bittere, ſo herzdurchſchneidende Empfindung, als von der Joſeph alsdann zerriſſen ward. Er dachte: „Lieber Gott! iſt denn das die Welt wie ſie iſt? und iſt es denn Dein Wille,

daß ich mich ſo unter das Gedränge des Haufens miſchen, und an dem gemeinen Elend Antheil nehmen ſoll? Und doch ſieht es ſo aus, und mein Vater predigt es immer, daß es die Pflicht und Beſtimmung des Menſchen ſey, ſich darunter zu miſchen, und Rath und Allmoſen zu geben, und ekelhafte Wunden zu verbinden und, häßliche Krankheiten zu heilen! Und doch ruft mir wieder eine innere Stimme ganz laut zu: Nein! nein! du biſt zu einem höheren, edleren Ziel gebohren!" — Mit ſolchen Gedanken quälte er ſich oft lange, und konnte keinen Ausweg finden; allein eh' er es ſich verſah, waren die widrigen Bilder, die ihn gewaltſam in den Schlamm dieſer Erde herabzuziehen ſchienen, aus ſeiner Seele verwiſcht, und ſein Geiſt ſchwärmte wieder ungeſtört in den Lüften umher.

Allmählig ward er nun ganz und gar der Ueberzeugung, daß er von Gott deshalb auf die Welt geſetzt ſey, um ein recht vorzüglicher Künſtler in der Muſik zu werden; und zuweilen dachte er wohl daran, daß der Himmel ihn aus der trüben und engen Dürftigkeit, worin er ſeine Jugend hinbringen mußte, zu deſto höherem Glanze hervorziehen werde. Viele werden es für eine romanhafte und unnatürliche Erdichtung halten, allein es iſt reine Wahrheit, wenn ich erzähle, daß er oftmals in ſeiner Einſamkeit, aus inbrünſtigem

Triebe ſeines Herzens, auf die Kniee fiel, und Gott bat, er möchte ihn doch alſo führen, daß er einſt ein recht herrlicher Künſtler vor dem Himmel und vor der Erde werden möchte. In dieſer Zeit, da ſein Blut, von den immer auf denſelben Fleck gehefteten Vorſtellungen bedrängt, oft in heftiger Wallung war, ſchrieb er mehrere kleine Gedichte nieder, die ſeinen Zuſtand, oder das Lob der Tonkunſt ſchilderten, und die er mit großer Freude, auf ſeine kindiſch-gefühlvolle Weiſe in Muſik ſetzte, ohne die Regeln zu kennen. Eine Probe von dieſen Liedern iſt folgendes Gebet, welches er an diejenige unter den Heiligen richtete, die als Beſchützerinn der Tonkunſt verehrt wird:

Siehe wie ich troſtlos weine
In dem Kämmerlein alleine,
 Heilige Cäcilia!
Sieh' mich aller Welt entfliehen,
Um hier ſtill vor Dir zu knieen:
 Ach ich bete, ſey mir nah!

Deine wunderbaren Töne,
Denen ich verzaubert fröhne,
 Haben mein Gemüth verrückt.
Löſe doch die Angſt der Sinnen, —
Laß mich in Geſang zerrinnen,
 Der mein Herz ſo ſehr entzückt.

Möchteſt Du auf Harfenſaiten
Meinen ſchwachen Finger leiten,
Daß Empfindung aus ihm quillt;
Daß mein Spiel in tauſend Herzen
Laut Entzücken, ſüße Schmerzen,
Beydes hebt und wieder ſtillt.

Möcht' ich einſt mit lautem Schalle
In des Tempels voller Halle
Ein erhabnes Gloria
Dir und allen Heil'gen weihen,
Tauſend Chriſten zu erfreuen:
Heilige Cäcilia!

Oeffne mir der Menſchen Geiſter,
Daß ich ihrer Seelen Meiſter
Durch die Kraft der Töne ſey;
Daß mein Geiſt die Welt durchklinge,
Sympathetiſch ſie durchdringe,
Sie berauſch' in Phantaſey! —

Ueber ein Jahr lang wohl quälte ſich und brütete der arme Joſeph in der Einſamkeit über einen Schritt, den er thun wollte. Eine unwiderſtehliche Macht zog ſeinen Geiſt nach der herrlichen Stadt zurück, die er als ein Paradies für ſich betrachtete; denn er brannte für Begierde, dort ſeine Kunſt von Grund aus zu erlernen. Das Verhältniß gegen ſeinen Vater aber preßte ſein Herz ganz zuſammen. Dieſer hatte wohl

gemerkt, daß Joseph sich gar nicht mehr mit Ernst und Eifer in seiner Wissenschaft anlegen wollte, hatte ihn auch schon halb aufgegeben, und sich in seinen Mißmuth, der mit zunehmendem Alter immer stärker ward, zurückgezogen. Er gab sich wenig mehr mit dem Knaben ab. Joseph indessen verlor darum sein kindliches Gefühl nicht; es kämpfte ewig mit seiner Neigung, und er konnte immer nicht das Herz fassen, in des Vaters Gegenwart über die Lippen zu bringen, was er ihm zu entdecken hatte. Ganze Tage lang peinigte er sich, alles gegen einander abzuwägen, aber er konnte und konnte aus dem entsetzlichen Abgrunde von Zweifeln nicht herauskommen, all' sein inbrünstiges Beten wollte nichts fruchten: das stieß ihm beynahe das Herz ab. Von dem über alles trübseligen und peinlichen Zustande, worin er sich damals befand, zeugen auch folgende Zeilen, die ich unter seinen Papieren gefunden habe:

Ach was ist es, das mich also dränget,
Mich mit heißen Armen eng umfänget,
Daß ich mit ihm fern von hinnen ziehen,
Daß ich soll dem Vaterhaus' entfliehen?
Ach was muß ich ohne mein Verschulden
Für Versuchung und für Marter dulden!

Gottes Sohn! um Deiner Wunden willen,
Kannst Du nicht die Angst des Herzens stillen?

Kannſt Du mir nicht Offenbarung ſchenken,
Was ich innerlich ſoll wohl bedenken?
Kannſt Du mir die rechte Bahn nicht zeigen?
Nicht mein Herz zum rechten Wege neigen?

Wenn Du mich nicht bald zu Dir erretteſt,
Oder, in den Schooß der Erde betteſt,
Muß ich mich der fremden Macht ergeben,
Muß, geängſtigt, dem zu Willen leben,
Was mich zieht von meines Vaters Seite,
Unbekannten Mächten Raub und Beute! —

Seine Angſt ward immer größer, — die Verſuchung nach der herrlichen Stadt zu entfliehen, immer ſtärker. Wird denn aber, dachte er, der Himmel dir nicht zu Hülfe kommen? wird er dir gar kein Zeichen geben? — Seine Leidenſchaft erreichte endlich den höchſten Gipfel, als ſein Vater bey einer häuslichen Mißhelligkeit ihn einmal mit einer ganz andern Art, als gewöhnlich, anfuhr, und ihm ſeitdem immer zurückſtoßend begegnete. Nun war es beſchloſſen; allen Zweifeln und Bedenklichkeiten wies er von nun an die Thür; er wollte nun durchaus nicht mehr überlegen. Das Oſterfeſt war nahe; das wollte er noch zu Hauſe mitfeyern, aber ſobald es vorüber wäre, — in die weite Welt.

Es war vorüber. Er wartete den erſten ſchönen Morgen ab, da der helle Sonnenſchein ihn be-

zaubernd anzulocken ſchien; da lief er früh aus dem Hauſe fort, wie man wohl an ihm gewohnt war, — aber diesmal kam er nicht wieder. Mit Entzücken und mit pochendem Herzen eilte er durch die engen Gaſſen der kleinen Stadt; — ihm war zu Muth, als wollte er über alles, was er um ſich ſah, hinweg, in den offenen Himmel hineinſpringen. Eine alte Verwandte begegnete ihm an einer Ecke: — „So eilig, Vetter?“ fragte ſie, — „will er wieder Grünes vom Markt einholen für die Wirthſchaft?“ — Ja ja! rief Joſeph in Gedanken, und lief vor Freude zitternd das Thor hinaus.

Wie er aber eine kleine Strecke auf dem Felde gegangen war, und ſich umſah, brachen ihm die hellen Thränen hervor. Soll ich noch umkehren? dachte er. Aber er lief weiter, als wenn ihm die Ferſen brennten, und weinte immerfort, und er lief, als wollte er ſeinen Thränen entlaufen. So ging's nun durch manches fremde Dorf, und manchen fremden Geſichtern vorbey: — der Anblick der fremden Welt gab ihm wieder Muth, er fühlte ſich frey und ſtark, — er kam immer näher, — und endlich, — gütiger Himmel! welch Entzücken! — endlich ſah er die Thürme der herrlichen Stadt vor ſich liegen. — — —

Zweytes Hauptſtück.

Ich kehre zu meinem Joſeph zurück, wie er, mehrere Jahre, nachdem wir ihn verlaſſen haben, in der biſchöflichen Reſidenz Kapellmeiſter geworden iſt, und in großem Glanze lebt. Sein Anverwandter, der ihn ſehr wohl aufgenommen hatte, war der Schöpfer ſeines Glücks geworden, und hatte ihm den gründlichſten Unterricht in der Tonkunſt geben laſſen, auch den Vater über den Schritt Joſephs nach und nach ziemlich beruhigt. Durch den lebhafteſten Eifer hatte Joſeph ſich empor gearbeitet, und war endlich auf die höchſte Stufe des Glücks, die er nur je hatte erwünſchen können, gelangt.

Allein die Dinge der Welt verändern ſich vor unſern Augen. Er ſchrieb mir einſt, wie er ein paar Jahre Kapellmeiſter geweſen war, folgenden Brief:

„Lieber Pater,"

„Es iſt ein elendes Leben, das ich führe: — je mehr Ihr mich tröſten wollt, deſto bitterer fühl' ich es." —

„Wenn ich an die Träume meiner Jugend zurückdenke, — wie ich in dieſen Träumen ſo ſelig war! — Ich meynte, ich wollte in einem fort umher phantaſieren, und mein volles Herz in Kunſt-

werken auslaſſen, — aber wie fremd und herbe kamen mir gleich die erſten Lehrjahre an! Wie war mir zu Muth, als ich hinter den Vorhang trat! Daß alle Melodieen, (hatten ſie auch die heterogenſten und oft die wunderbarſten Empfindungen in mir erzeugt,) alle ſich nun auf einem einzigen, zwingenden mathematiſchen Geſetze gründeten! Daß ich, ſtatt frey zu fliegen, erſt lernen mußte, in dem unbehülflichen Gerüſt und Käfig der Kunſtgrammatik herum zu klettern! Wie ich mich quälen mußte, erſt mit dem gemeinen wiſſenſchaftlichen Maſchinen-Verſtande ein regelrechtes Ding heraus zu bringen, eh' ich dran denken konnte, mein Gefühl mit den Tönen zu handhaben! — Es war eine mühſelige Mechanik. — Doch wenn auch! ich hatte noch jugendliche Spannkraft, und hoffte und hoffte auf die herrliche Zukunft! Und nun? — Die prächtige Zukunft iſt eine jämmerliche Gegenwart geworden." —

„Was ich als Knabe in dem großen Concertſaal für glückliche Stunden genoß! Wenn ich ſtill und unbemerkt im Winkel ſaß, und all' die Pracht und Herrlichkeit mich bezauberte, und ich ſo ſehnlich wünſchte, daß ſich doch einſt um meiner Werke willen dieſe Zuhörer verſammeln, ihr Gefühl mir hingeben möchten! — Nun ſitz' ich gar oft in eben dieſem Saal, und führe auch meine Werke auf; aber es iſt mir wahrlich ſehr

anders zu Muthe. — Daß ich mir einbilden konnte, dieſe in Gold und Seide ſtolzierende Zuhörerſchaft käme zuſammen, um ein Kunſtwerk zu genießen, um ihr Herz zu erwärmen, ihre Empfindung dem Künſtler darzubringen! Können doch dieſe Seelen ſelbſt in dem majeſtätiſchen Dom, am heiligſten Feyertage, indem alles Große und Schöne, was Kunſt und Religion nur hat, mit Gewalt auf ſie eindringt, können ſie dann nicht einmal erhitzt werden, und ſie ſollten's im Concertſaal? — Die Empfindung und der Sinn für Kunſt ſind aus der Mode gekommen und unanſtändig geworden; — bey einem Kunſtwerk zu empfinden, wäre grade eben ſo fremd und lächerlich, als in einer Geſellſchaft auf einmal in Verſen und Reimen zu reden, wenn man ſich ſonſt im ganzen Leben mit vernünftiger und gemein-verſtändlicher Proſa behilft. Und für dieſe Seelen arbeit' ich meinen Geiſt ab! Für dieſe erhitz' ich mich, es ſo zu machen, daß man dabey was ſoll empfinden können! Das iſt die hohe Beſtimmung, wozu ich gebohren zu ſeyn glaubte!"

„Und wenn mich einmal irgend einer, der eine Art von halber Empfindung hat, loben will, und kritiſch rühmt, und mir kritiſche Fragen vorlegt, — ſo möcht' ich ihn immer bitten, daß er ſich doch nicht ſo viel Mühe geben möchte, das Empfinden aus den Büchern zu lernen. Der Himmel

weiß wie es iſt, — wenn ich eben eine Muſik, oder ſonſt irgend ein Kunſtwerk, das mich entzückt, genoſſen habe, und mein ganzes Weſen voll davon iſt, da möcht' ich mein Gefühl gern mit einem Striche auf eine Tafel hinmahlen, wenn's eine Farbe nur ausdrücken könnte. — Es iſt mir nicht möglich mit künſtlichen Worten zu rühmen, ich kann nichts kluges herausbringen." —

„Freilich iſt der Gedanke ein wenig tröſtend, daß vielleicht in irgend einem kleinen Winkel von Deutſchland, wohin dies oder jenes von meiner Hand, wenn auch lange nach meinem Tode, einmal hinkommt, ein oder der andre Menſch lebt, in den der Himmel eine ſolche Sympathie zu meiner Seele gelegt hat, daß er aus meinen Melodieen grade das herausfühlt, was ich beym Niederſchreiben empfand, und was ich ſo gern hineinlegen wollte. Eine ſchöne Idee, womit man ſich eine Zeitlang wohl angenehm täuſchen kann!" —

„Allein das allerabſcheulichſte ſind noch alle die andern Verhältniſſe, worin der Künſtler eingeſtrickt wird. Von allen dem ekelhaften Neid und hämiſchen Weſen, von allen den widrig-kleinlichen Sitten und Begegnungen, von aller der Subordination der Kunſt unter den Willen des Hofes; — es widerſteht mir ein Wort davon zu reden, — es iſt alles ſo unwürdig und die menſchliche Seele ſo erniedrigend, daß ich nicht eine Sylbe davon über

die Zunge bringen kann. Ein dreyfaches Unglück für die Muſik, daß bey dieſer Kunſt grade ſo eine Menge Hände nöthig ſind, damit das Werk nur exiſtirt! Ich ſammle und erhebe meine ganze Seele, um ein großes Werk zu Stande zu bringen; — und hundert empfindungsloſe und leere Köpfe reden mit ein, und verlangen dieſes und jenes."

„Ich gedachte in meiner Jugend dem irdiſchen Jammer zu entfliehen, und bin nun erſt recht in den Schlamm hineingerathen. Es iſt wohl leider gewiß; man kann mit aller Anſtrengung unſrer geiſtigen Fittige der Erde nicht entkommen; ſie zieht uns mit Gewalt zurück, und wir fallen wieder unter den gemeinſten Haufen der Menſchen." —

„Es ſind bedauernswürdige Künſtler, die ich um mich herum ſehe. Auch die edelſten ſo kleinlich, daß ſie ſich für Aufgeblaſenheit nicht zu laſſen wiſſen, wenn ihr Werk einmal ein allgemeines Lieblingsſtück geworden iſt. — Lieber Himmel! ſind wir denn nicht die eine Hälfte unſers Verdienſtes der Göttlichkeit der Kunſt, der ewigen Harmonie der Natur, und die andre Hälfte dem gütigen Schöpfer, der uns dieſen Schatz anzuwenden Fähigkeit gab, ſchuldig? Alle tauſendfältigen lieblichen Melodieen, welche die mannigfachſten Regungen in uns hervorbringen, ſind ſie nicht aus dem einzigen wundervollen Dreyklang entſproſſen, den die Natur von Ewigkeit her ge-

gründet hat? Die wehmuthsvollen, halb ſüßen und halb ſchmerzlichen Empfindungen, die die Muſik uns einflößt, wir wiſſen nicht wie, was ſind ſie denn anders, als die geheimnißvolle Wirkung des wechſelnden Dur und Moll? Und müſſen wir's nicht dem Schöpfer danken, wenn er uns nun grade das Geſchick gegeben hat, dieſe Töne, denen von Anfang her eine Sympathie zur menſchlichen Seele verliehen iſt, ſo zuſammenzuſetzen, daß ſie das Herz rühren? — Wahrhaftig, die Kunſt iſt es, was man verehren muß, nicht den Künſtler; — der iſt nichts mehr als ein ſchwaches Werkzeug."

„Ihr ſeht, daß mein Eifer und meine Liebe für die Muſik nicht ſchwächer iſt als ſonſt. Nur eben darum bin ich ſo unglücklich in dieſem — — doch ich will's laſſen, und Euch mit der Beſchreibung von all' dem widrigen Weſen um mich herum, nicht verdrießlich machen. Genug, ich lebe in einer ſehr unreinen Luft. Wie weit idealiſcher lebte ich damals, da ich in unbefangener Jugend und ſtiller Einſamkeit die Kunſt noch bloß genoß; als itzt, da ich ſie im blendendſten Glanze der Welt, und von lauter ſeidenen Kleidern, lauter Sternen und Kreuzen, lauter kultivirten und geſchmackvollen Menſchen umgeben, ausübe! — Was ich möchte? — Ich möchte all' dieſe Kultur im Stiche laſſen, und mich zu dem ſimplen Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten, und ſeine Alpen-

lieder, wonach er überall das Heimweh bekömmt, mit ihm spielen." — — —

Aus diesem fragmentarisch-geschriebenen Briefe ist der Zustand, worin Joseph sich in seiner Lage befand, zum Theil zu ersehen. Er fühlte sich verlassen und einsam unter dem Gesumme so vieler unharmonischen Seelen um ihn her; — seine Kunst ward tief entwürdigt dadurch, daß sie auf keinen einzigen, so viel er wußte, einen lebhaften Eindruck machte, da sie ihm doch nur dazu gemacht schien, das menschliche Herz zu rühren. In manchen trüben Stunden verzweifelte er ganz, und dachte: „Was ist die Kunst so seltsam und sonderbar! Hat sie denn nur für mich allein so geheimnißvolle Kraft, und ist für alle andre Menschen nur Belustigung der Sinne und angenehmer Zeitvertreib? Was ist sie denn wirklich und in der That, wenn sie für alle Menschen Nichts ist, und für mich allein nur Etwas? Ist es nicht die unglückseligste Idee, diese Kunst zu seinem ganzen Zweck und Hauptgeschäft zu machen, und sich von ihren großen Wirkungen auf die menschlichen Gemüther tausend schöne Dinge einzubilden? von dieser Kunst, die im wirklichen irdischen Leben keine andre Rolle spielt, als Kartenspiel oder jeder andre Zeitvertreib?"

Wenn er auf solche Gedanken kam, so dünkte er sich der größte Phantast gewesen zu seyn, daß

er ſo ſehr geſtrebt hatte, ein ausübender Künſtler für die Welt zu werden. Er gerieth auf die Idee, ein Künſtler müſſe nur für ſich allein, zu ſeiner eignen Herzenserhebung, und für einen oder ein paar Menſchen, die ihn verſtehen, Künſtler ſeyn. Und ich kann dieſe Idee nicht ganz unrecht nennen. —

Aber ich will das Uebrige von meines Joſephs Leben kurz zuſammen faſſen, denn die Erinnerungen daran werden mir ſehr traurig.

Mehrere Jahre lebte er als Kapellmeiſter ſo fort, und ſeine Mißmüthigkeit, und das unbehagliche Bewußtſeyn, daß er mit allem ſeinen tiefen Gefühl und ſeinem innigen Kunſtſinn für die Welt nichts nütze, und weit weniger wirkſam ſey, als jeder Handwerksmann, — nahm immer mehr zu. Oft dachte er mit Wehmuth an den reinen, idealiſchen Enthuſiasmus ſeiner Knabenzeit zurück, und daneben an ſeinen Vater, wie er ſich Mühe gegeben hatte, ihn zu einem Arzte zu erziehen, daß er das Elend der Menſchen mindern, Unglückliche heilen, und ſo der Welt nützen ſollte. Vielleicht wär's beſſer geweſen! dachte er in manchen Stunden.

Sein Vater war indeß bey ſeinem Alter ſehr ſchwach geworden. Joſeph ſchrieb immer ſeiner älteſten Schweſter, und ſchickte ihr zum Unterhalt für den Vater. Ihn ſelber zu beſuchen konnte er

nicht übers Herz bringen; er fühlte, daß es ihm unmöglich war. Er ward trübsinniger; — sein Leben neigte sich hinunter.

Einst hatte er eine neue schöne Musik von seiner Hand im Concertsaal aufgeführt: es schien das erstemal, daß er auf die Herzen der Zuhörer etwas gewirkt hatte. Ein allgemeines Erstaunen, ein stiller Beyfall, welcher weit schöner, als ein lauter ist, erfreute ihn mit der Idee, daß er vielleicht diesmal seine Kunst würdig ausgeübt hätte; er faßte wieder Muth zu neuer Arbeit. Als er hinaus auf die Straße kam, schlich ein sehr armselig gekleidetes Mädchen an ihn heran, und wollte ihn sprechen. Er wußte nicht, was er sagen sollte; er sah sie an, — Gott! rief er: — es war seine jüngste Schwester im elendesten Aufzuge. Sie war von Hause zu Fuß hergelaufen, um ihm die Nachricht zu bringen, daß sein Vater todtkrank niederliege, und ihn vor seinem Ende sehr dringend noch einmal zu sprechen verlange. Da war wieder aller Gesang in seinem Busen zerrissen; in dumpfer Betäubung machte er sich fertig, und reiste eilig nach seiner Vaterstadt.

Die Scenen, die am Todbette seines Vaters vorfielen, will ich nicht schildern. Man glaube nicht, daß es zu weitläuftigen und wehmüthigen gegenseitigen Erörterungen kam; sie verstanden sich ohne viele Worte sehr inniglich; — wie denn

darin überhaupt die Natur unſerer recht zu ſpotten ſcheinet, daß die Menſchen ſich erſt in ſolchen kritiſchen letzten Augenblicken recht verſtehen. Dennoch ward Joſeph von Allem bis ins Innerſte zerriſſen. Seine Geſchwiſter waren im betrübteſten Zuſtande; zwey davon hatten ſchlecht gelebt, und waren entlaufen; die älteſte, der er immer Geld ſchickte, hatte das meiſte verthan, und den Vater darben laſſen; dieſen ſah er endlich vor ſeinen Augen elendiglich ſterben: — ach! es war entſetzlich, wie ſein armes Herz durch und durch verwundet und zerſtochen ward. Er ſorgte für ſeine Geſchwiſter ſo gut er konnte, und kehrte zurück, weil ihn Geſchäfte abriefen.

Er ſollte zu dem bevorſtehenden Oſterfeſt eine neue Paſſionsmuſik machen, auf welche ſeine neidiſchen Nebenbuhler ſehr begierig waren. Helle Ströhme von Thränen brachen ihm aber hervor, ſo oft er ſich zur Arbeit niederſetzen wollte; er konnte ſich vor ſeinem zerriſſenen Herzen nicht erretten. Er lag tief daniedergedrückt und vergraben unter den Schlacken dieſer Erde. Endlich riß er ſich mit Gewalt auf, und ſtreckte mit dem heißeſten Verlangen die Arme zum Himmel empor; er füllte ſeinen Geiſt mit der höchſten Poeſie, mit lautem, jauchzendem Geſange an, und ſchrieb in einer wunderbaren Begeiſterung, aber immer unter heftigen Gemüthsbewegungen, eine Paſſionsmuſik

nieder, die mit ihren durchdringenden, und alle Schmerzen des Leidens in ſich faſſenden Melodieen, ewig ein Meiſterſtück bleiben wird. Seine Seele war wie ein Kranker, der in einem wunderbaren Paroxismus größere Stärke als ein Geſunder zeigt.

Aber nachdem er das Oratorium am heiligen Tage im Dom mit der heftigſten Anſpannung und Erhitzung aufgeführt hatte, fühlte er ſich ganz matt und erſchlafft. Eine Nervenſchwäche befiel, gleich einem böſen Thau, alle ſeine Fibern; — er kränkelte eine Zeitlang hin, und ſtarb nicht lange darauf, in der Blüthe ſeiner Jahre. — —

Manche Thräne hab' ich ihm geſchenkt, und es iſt mir ſeltſam zu Muth, wenn ich ſein Leben überſehe. Warum wollte der Himmel, daß ſein ganzes Leben hindurch der Kampf zwiſchen ſeinem ätheriſchen Enthuſiasmus und dem niedrigen Elend dieſer Erde, ihn ſo unglücklich machen, und endlich ſein doppeltes Weſen von Geiſt und Leib ganz von einanderreißen ſollte!

Wir begreifen die Wege des Himmels nicht. — Aber laßt uns wiederum die Mannigfaltigkeit der erhabenen Geiſter bewundern, welche der Himmel zum Dienſte der Kunſt auf die Welt geſetzt hat.

Ein Raphael brachte in aller Unſchuld und Unbefangenheit die allergeiſtreichſten Werke hervor, worin wir den ganzen Himmel ſehn; — ein Guido

Reni, der ein so wildes Spielerleben führte, schuf die sanftesten und heiligsten Bilder; — ein Albrecht Dürer, ein schlichter nürnbergischer Bürgersmann, verfertigte in eben der Zelle, worin sein böses Weib täglich mit ihm zankte, mit ämsigem mechanischem Fleiße, gar seelenvolle Kunstwerke; — und Joseph, in dessen harmonischen Werken so geheimnißvolle Schönheit liegt, war verschieden von diesen allen!

Ach! daß eben seine hohe Phantasie es seyn mußte, die ihn aufrieb? — Soll ich sagen, daß er vielleicht mehr dazu geschaffen war, Kunst zu genießen als auszuüben? — Sind diejenigen vielleicht glücklicher gebildet, in denen die Kunst still und heimlich wie ein verhüllter Genius arbeitet, und sie in ihrem Handeln auf Erden nicht stört? Und muß der Immerbegeisterte seine hohen Phantasieen doch auch vielleicht als einen festen Einschlag kühn und stark in dieses irdische Leben einweben, wenn er ein ächter Künstler seyn will? — Ja, ist diese unbegreifliche Schöpfungskraft nicht etwa überhaupt ganz etwas anderes, und — wie mir jetzt erscheint — etwas noch Wundervolleres, noch Göttlicheres, als die Kraft der Phantasie? —

Der Kunstgeist ist und bleibet dem Menschen ein ewiges Geheimniß, wobey er schwindelt, wenn er die Tiefen desselben ergründen will; — aber

auch ewig ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung: wie denn dies von allem Großen in der Welt zu ſagen iſt. — —

Ich kann aber nach dieſen Erinnerungen an meinen Joſeph nichts mehr ſchreiben. — Ich beſchließe mein Buch, — und möchte nur wünſchen, daß es einem oder dem andern zur Erweckung guter Gedanken dienlich wäre. —

Druck
von
Ernst Hedrich Nachf.
G. m. b. H.
Leipzig



A FINE IS INCURRE
ED T
AST DA
3 2044 019 357 367

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

WIDENER
SEP 10 1997
BOOK DUE
CANCELLED

WIDENER
FEB 10 2000
JAN 20 2000
CANCELLED

